

Dem Schlachten ein Ende setzen

Marxismus und Tierbefreiung

antidotincl.
No. 19 | 2014



Marxismus

Ein Leitfaden für eine zeitgemäße Kritik an der Ausbeutung von Tieren **Seite 4**

Revolutionäre Moral

Ohne eine revolutionäre Moral ist der Kampf für eine freie Gesellschaft nicht zu gewinnen **Seite 12**

Das Schlachthaus Europas

Die Macht der deutschen Fleischindustrie bestimmt die Ausbeutung der Tiere in ganz Europa **Seite 16**

Vegan for Profit

Über vegane Wachstumsmärkte und Pop-Veganismus **Seite 22**

Vom Widerstand zum Klassenkampf

Zur Notwendigkeit einer politischen Strategie für die Befreiung der Tiere **Seite 27**

Editorial

Haben Sie sich schon einmal überlegt, wie Sie den Aufbau der heutigen, kapitalistischen Gesellschaft im Querschnitt illustrieren würden? Max Horkheimer wählte einst den «Wolkenkratzer» als bildliche Darstellung – alle oberen Stockwerke sind besetzt durch die (mit und ohne Waffengewalt) Herrschenden in Wirtschaft und Politik. Unten haben die Ausgebeuteten und Marginalisierten ihren Platz. Den Keller beschrieb der kritische Theoretiker als Schlachthof, in dem «das unbeschreibliche, unausdenkliche Leiden der Tiere» darzustellen wäre. Mit seiner Metapher verwies er nicht nur darauf, dass die Ausbeutung der Tiere zum Fundament des Kapitalismus gehört, sondern auch darauf, dass «der Schweiss, das Blut, die Verzweiflung der Tiere» unsichtbar gemacht – im Keller der Gesellschaft versteckt – wird.

Zahlreiche linke Bewegungen haben bis heute dafür gekämpft, dass der Wolkenkratzer zusammenbricht, damit an seiner Stelle ein neues Haus entstehen kann, in dem um des Lebens willen gelebt und nicht für Profite, sondern nach Bedürfnissen produziert wird. Dabei haben sie allerdings den Keller übersehen und das gesellschaftlich produzierte Leiden der Tiere und dessen Aufhebung oft mit ideologischen Argumenten von ihrer Agenda verbannt.

Die Tierrechts- und Tierbefreiungsbewegung versucht hingegen seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ans Tageslicht zu befördern, was in den Untiefen des Wolkenkratzers geschieht. Ihr Ziel ist es, das Schlachten – sinnbildlich für das Leiden der Tiere schlechthin – zu beenden. Das Problem ist nur: In weiten Teilen ignoriert sie den Rest des Wolkenkratzers. Die historisch noch junge Bewegung macht sich bis dato nicht bewusst, dass die Tierausbeutung ihre Ursache in der kapitalistischen Klassengesellschaft hat.

Als revolutionäre Linke und TierbefreierInnen sitzen wir zwischen den Stühlen. Am Anfang dieser Zeitung steht das Anliegen, die Kluft zwischen Marxismus und Tierbefreiung zu verringern. Längst ist es an der Zeit, den ursächlichen Zusammenhängen des heutigen Wirtschaftssystems einerseits und der Ausbeutung von Menschen und Tieren andererseits analytisch und politisch zu begegnen. Wir wollen Denkanstösse geben, warum man sich für die Befreiung der Tiere und die Abschaffung des Kapitalismus gleichermassen einsetzen sollte.

Unsere AutorInnen argumentieren, warum die Befreiung von Mensch und Tier ohne eine historisch-materialistische Analyse und Kritik des Kapitalismus nicht möglich ist und warum andersherum das Verhältnis der gegenwärtigen Gesellschaft zur Natur und zu den Tieren in den Blick genommen werden muss. Sie zeigen auf, wer in den oberen Stockwerken des Wolkenkratzers von der Ausbeutung der Tiere profitiert und auf wessen Kosten die Profitmacherei in den unteren Stockwerken geht.

In ihren Beiträgen denken sie darüber nach, warum sowohl Mitgefühl und Moral als auch realpolitische Schritte unverzichtbar sind auf dem Weg hin zu Verhältnissen, in denen weder Menschen noch Tiere gesellschaftlich produziertes Leid ertragen müssen. Gleichwohl machen sie deutlich: Soll das moralische Mitgefühl nicht anästhesiert und sollen politische Errungenschaften nicht etwa über Angebote für einen «vegan-lifestyle» oder durch einen «Green New Deal» in die Profitlogik integriert werden, bedürfen sie einer revolutionären Ausrichtung. Auf der Suche nach Spuren historischer Vorbilder legen sie Beispiele für eine umfassende Solidarität mit allen leidensfähigen Wesen frei.

Last but not least wenden sie sich der Frage zu, welche Rolle Kunst und Musik für gesellschaftliche Befreiung (nicht) spielen können.

Die Frage nach der richtigen politischen Praxis ist nicht leicht zu beantworten – viele Fragen müssen indes erst noch gestellt werden. Mit unseren Beiträgen wollen wir deshalb zur Diskussion darüber anregen, wie die Tierrechts- und Tierbefreiungsbewegung kämpft, welche Veränderungen in ihrer politischen Ausrichtung notwendig wären – aber auch darüber, wie und warum ihr mit Repression begegnet wird, wenn sie es schafft, zugunsten der Tiere die Gewinne in den oberen Etagen des Wolkenkratzes zu schmälern.

Die Befunde der AutorInnen sind aufschlussreich aber nicht nur erfreulich, wie Sie, liebe LeserInnen, bei der Lektüre der folgenden Seiten feststellen werden. Die gute Nachricht ist: das Potenzial für fruchtbare Debatten und die Perspektive für eine gesellschaftsverändernde Praxis sind jedenfalls vorhanden.

— **Tierrechtsgruppe Zürich**

Inhaltsverzeichnis

Christian Stache	
Marxismus und Tierbefreiung	4
Interview im Weekly Worker	
«Auch die Natur wartet auf die Revolution»	6
Marco Maurizi	
Speziesismus und historischer Materialismus	8
Matthias Rude	
Die Befreiung von Mensch und Tier: Ein Kampf mit linker Tradition	10
Susann Witt-Stahl	
Solidarität des Lebens: Plädoyer für eine revolutionäre Moral	12
Moshe Zuckermann	
Von Pflanzen, Tieren und Sentimentalität	15
Christian Stache	
Das Schlachthaus Europas	16
Tierrechtsgruppe Zürich	
Ein tierisches Geschäft: Die Schweizer Fleischindustrie	18
Poster	
Der Wolkenkratzer	20
John Lütten	
Vegan for Profit	22
Athanasios Karathanassis	
Mythos grüne Marktwirtschaft: Wie grün kann ein Green New Deal sein?	24
Standpunkt	
Angela Davis über Veganismus als Teil einer revolutionären Perspektive	26
Tierrechtsgruppe Zürich	
Vom sozialen Widerstand zum Klassenkampf	27
Tierrechtsgruppe Zürich	
Konzerngesteuerte Repression gegen die Tierrechtsbewegung	29
Marco Maurizi	
How does revolution sound like? Über Musik, Kunst und Befreiung	31
Interview mit Albino	
«Politischer Rap hat das Potential, Klassenbewusstsein zu reanimieren»	33
Buchrezension	
Der Dschungel	35
Buchrezension	
Tierethik. Grundlagentexte	36
Buchrezension	
Antispeziesismus	38

Marxismus und Tierbefreiung

Die originäre marxistische Theorie – der historische Materialismus und die Analyse der kapitalistischen Produktionsweise in ihrem idealen Durchschnitt – ist nicht nur unerlässlich für die richtige Erkenntnis der heutigen Gesellschaft. Sie ist auch ein Leitfaden für eine zeitgemässe Kritik der Tierausbeutung.

In den *Grundrissen*, den erst *post mortem* veröffentlichten Vorarbeiten zu seinem ökonomietheoretischen Hauptwerk, behauptet Karl Marx: «Zum Tier, Boden etc. kann au fond kein Herrschaftsverhältnis stattfinden durch die Aneignung, obgleich das Tier dient. Die Aneignung fremden *Willens* ist Voraussetzung des Herrschaftsverhältnisses. Das Willenlose also, wie Tier z.B., kann zwar dienen, aber es macht den Eigner nicht zum *Herren*.» Zwar revidiert Marx diese Position im *Kapital* ausdrücklich, indem er feststellt, dass z.B. Pferde sehr wohl einen «eigenen Kopf» haben. Als Theoretiker, der nach der Einheit von Natur- und Geisteswissenschaft trachtete, hätte er sich gewiss auch von den Erkenntnissen der naturwissenschaftlichen Forschung belehren lassen, die – nach seinem Tod – seine Hypothese falsifizierten. Das hindert jedoch ApologetInnen der Ausbeutung von Tieren bedauerlicherweise nicht daran, sie bis heute zu bemühen.

Marx und Engels waren als Personen keine Anhänger der zeitgenössischen «Abschaffer der Tierquälerei», die sie im *Manifest der Kommunistischen Partei* als Vertreter des «Bourgeoisozialismus» abkanzeln. Angesichts der Positionen karitativer TierschützerInnen besitzt diese politische Einschätzung, abgesehen von der heute relativ unüblichen Wortwahl, durchaus noch immer eine Berechtigung.

Trotz alledem: Marx' und Engels' Werke, ihre Theorien, Thesen und Gedanken bieten für TierbefreierInnen und Menschen, die Argumente für die Befreiung der Tiere zumindest prüfen wollen, weitaus mehr als ein paar fehlinterpretierte Sätze.

In ihrem Werk geht es im Wesentlichen um zweierlei: Zum einen entwickeln sie aus der Kritik an den idealistischen Interpretationen der Geschichte menschlicher Gesellschaften ein Verständnis von der Art und Weise, wie die Geschichte der Gesellschaft, der Natur und die dazugehörigen Denkformen interpretiert werden müssen. Ihre Lesart der Geschichte als Einheit von Gesellschafts-, Natur- und Denkformen wird für gewöhnlich als «historischer Materialismus» bezeichnet. Der historische Materialismus ist aber, wie Engels mehrfach in Briefen an seine Weggefährten betont hat, keine «fertige Schablone, wonach man sich die historischen Tatsachen zurechtschneidet» und «kein Hebel der Konstruktion à la Hegelianertum», sondern ein «Leitfaden beim historischen Studium».

Zum anderen haben Marx und Engels vor allem die historisch besondere Form der kapitalistischen Organisation gesellschaftlicher Arbeit,



Karl Marx und sein kongenialer Partner Friedrich Engels.

d.h. das Verhalten der Menschen zueinander und zur Natur in der kapitalistischen Produktionsweise in Abgrenzung zu anderen vorkapitalistischen, wie etwa der feudalistischen, und nachkapitalistischen Formen, wie der kommunistischen, untersucht. Die wissenschaftliche Darstellung und Kritik der kapitalistischen Produktionsweise hat Marx nach umfassenden Vorarbeiten, an denen sich auch Engels beteiligt hat, vor allem mit seinem dreibändigen Opus magnum *Das Kapital – Zur Kritik der politischen Ökonomie* geleistet.

Der historische Materialismus... Der Ausgangspunkt für die Entwicklung des historischen Materialismus ist die Kritik an idealistischen Interpretationen der Geschichte, wie etwa an Hegels Philosophie oder der christlich-abendländischen Religion. Diese werden aufgrund ihres Idealismus als bürgerliche Ideologien verworfen. Weder Gott oder der menschliche Geist noch die Sprache bestimmen die Geschehnisse der menschlichen Geschichte, sondern die politisch-ökonomische Praxis der Gesellschaft.

Marx und Engels zufolge hat nicht nur die menschliche Gesellschaft, sondern auch die Natur eine Geschichte. Die Menschen haben sich aber durch die gesellschaftliche Produktion und Reproduktion sukzessive aus der direkten Einheit mit der Natur herausgearbeitet. Die Gesellschaftsgeschichte beginnt damit, dass die

Menschen Verhältnisse untereinander und zur Natur eingehen, die dazu dienen, ihre Bedürfnisse zu befriedigen.

Allerdings hat dieser Prozess keineswegs einen absoluten Bruch zwischen Natur- und Menschengeschichte erzeugt. Vielmehr haben sich die Natur und die menschliche Gesellschaft in beständig sich fortentwickelnden Prozessen der Koevolution, deren Ziele und Zwecke keineswegs im Vorhinein feststanden oder -stehen, gegeneinander verselbständigt, ohne jemals die Beziehung zueinander aufzugeben zu haben. Natur und Gesellschaft sind also voneinander geschieden, relativ unabhängig voneinander und gleichzeitig unterhalten sie weiterhin Beziehungen zueinander.

Die politisch-ökonomischen Beziehungen aller bisherigen Gesellschaftsformationen, einschliesslich der gegenwärtigen kapitalistischen Gesellschaft, haben immer zwei grosse Klassen hervorgebracht, die sich antagonistisch gegenüber gestanden haben. Der Konflikt zwischen ihnen, der sich aus ihren widerstreitenden Interessen ergibt, ist bis heute der Motor der historischen Entwicklung. Daher heisst es auch bei Marx und Engels an einer bekannten Stelle im *Manifest der Kommunistischen Partei*: «Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen.»

In jeder der verschiedenen Gesellschaftsformationen, wie etwa der antiken, der feudalistischen oder der kapitalistischen, bestimmt das

Sein das Bewusstsein und nicht umgekehrt, d.h. die politisch-ökonomische Basis bestimmt den politisch-kulturellen Überbau. Das «*in letzter Instanz bestimmende Moment*» der gesellschaftlichen Entwicklung ist also die politische Ökonomie einer jeden Gesellschaftsformation. Sie weist allen anderen Produktionsweisen und den Elementen des Überbaus ihren Platz innerhalb einer Gesellschaft zu. Allerdings handelt es sich dabei nicht um ein deterministisches Verhältnis, wie Engels hervorhebt: «Die ökonomische Lage ist die Basis, aber die verschiedenen Momente des Überbaus – politische Formen des Klassenkampfes und seine Resultate – Verfassungen, nach gewonnener Schlacht durch die siegende Klasse festgestellt usw. – Rechtsformen, und nun gar die Reflexe aller dieser wirklichen Kämpfe im Gehirn der Beteiligten, politische, juristische, philosophische Theorien, religiöse Anschauungen und deren Weiterentwicklung zu Dogmensystemen, üben auch ihre Einwirkung auf den Verlauf der geschichtlichen Kämpfe aus und bestimmen in vielen Fällen vorwiegend deren *Form*. Es ist eine Wechselwirkung aller dieser Momente, worin schliesslich durch alle die unendliche Menge von Zufälligkeiten [...] als Notwendiges die ökonomische Bewegung sich durchsetzt.»

... und die Tiere

Der historische Materialismus von Marx und Engels kann dabei helfen, wesentliche Elemente der Ausbeutung von Tieren in der Geschichte zu verstehen und zu erklären.

Wenn man ihre Kritik an metaphysischen Interpretationen der Geschichte ernst nimmt, ist es z.B. falsch zu glauben, dass Menschen Tiere ausbeuten, weil sie Vorurteile gegen sie entwickelt haben, weil die Menschen schlecht über Tiere denken, sie mit negativ konnotierten Kategorien bezeichnen oder weil die bestehenden Gesetze die falschen sind. Vielmehr haben die Menschen diese Ideen usw., weil Tiere in der politisch-ökonomischen Praxis der Gesellschaften ausgebeutet werden. Der italienische Philosoph Marco Maurizi schreibt: «Wir beuten Tiere nicht aus, weil wir sie für niedriger halten, sondern wir halten Tiere für niedriger, weil wir

sie ausbeuten.» Der Speziesismus, d.h. das Set von Ideologien, mit denen andere Spezies als der Mensch abgewertet werden, ist nicht die Ursache der Tierausbeutung, sondern ihre Folge. Maurizi stellt die Kritik an der Tierausbeutung unter Bezug auf den historischen Materialismus also vom Kopf auf die Füße. Er leugnet jedoch nicht, dass der Speziesismus die Ausbeutung der Tiere rechtfertigt und verschleiern. Folgt man Marx und Engels, beuten zudem nicht «die Menschen» «die Tiere» aus. Vielmehr sind in den unterschiedlichen Klassengesellschaften Tiere und die unterdrückte Klasse immer im Interesse und unter der Leitung der herrschenden Klasse exploitiert worden. Das bedeutet weder, dass die Tiere Teil der unterdrückten Klassen gewesen, noch dass die beherrschten Klassen zimperlich mit den Tieren umgesprungen sind. Aber die durch die jeweilige Gesellschaftsformation gesetzten Zwecke der gesellschaftlichen Produktion und Konsumtion führen nicht nur zum Klassengegensatz, sondern auch zu einem Antagonismus zwischen der herrschenden Klasse und den Tieren. Schliesslich bietet der historische Materialismus eine überzeugende Lösung für eine Frage, die sowohl von Tierrechtler- und TierbefreierInnen als auch von BefürworterInnen der Ausbeutung von Tieren zwar immer wieder diskutiert, aber nicht wirklich beantwortet wurde: Worin besteht der Unterschied zwischen Menschen und Tieren? Marx und Engels schreiben in *Die deutsche Ideologie*, die Menschen fingen an, sich von den Tieren zu unterscheiden, indem sie ihre Lebensmittel und damit auch ihre Gesellschaft reproduzierten. Sie konstatieren also, dass die Menschen ihre Differenz zu den Tieren durch ihre gesellschaftliche politisch-ökonomische Praxis in der historischen Entwicklung hergestellt haben. Aber: Die Menschen tun dies, ohne ihre Gemeinsamkeiten mit den Tieren aufzugeben. Sie bleiben gleichzeitig Naturwesen, die auch ihre natürlichen Bedürfnisse (nach Essen, Trinken usw.) befriedigen müssen. Der Unterschied zwischen Menschen und Tieren ist entsprechend nicht absolut-ontologischer, sondern gradueller Natur und Resultat der historisch gesellschaftlichen politisch-ökonomischen Praxis. Aus diesem Unterschied kann dementsprechend keine Legitimation für die Ausbeutung von Tieren abgeleitet werden.

Die Tiere in der kapitalistischen Produktionsweise: gratis Produktionsmittel und Waren

Wenn man nun vor dem Hintergrund des historischen Materialismus nach einer Erklärung dafür sucht, wieso Tiere in der gegenwärtigen kapitalistischen Gesellschaftsformation ausgebeutet werden, dann muss man untersuchen, welche Stellung und welche Funktion den Tieren in dieser historisch besonderen Form der Organisation gesellschaftlicher Arbeit zugewiesen wird.

Die kapitalistische Produktionsweise basiert im Kern auf zwei sozialen Verhältnissen: auf der Organisation der Arbeit über den Markt und auf dem Klassenverhältnis zwischen Kapitalis-

tInnen und ArbeiterInnen. Der Zweck kapitalistischer Gesellschaften besteht darin, dass das Kapital sich über die Ausbeutung der ArbeiterInnen möglichst grosse ökonomische Profite sichert.

Die Tiere sind ebenso wie die restlichen Elemente der Natur den gesellschaftlichen Beziehungen im Kapitalismus extern. Weder kaufen sie ihre Lebensmittel auf dem Markt noch schufteten sie in der Fabrik für einen Lohn. Da sie zur Produktion von bestimmten Waren benötigt werden und sie sich auch nicht zur Wehr setzen können, werden die Tiere und andere Naturstoffe als verfügbare Produktionsmittel (z. B. als Milch- und Fleischproduzent) und Arbeitsgegenstände (etwa in der Herstellung von Leder) angeeignet. Die ArbeiterInnen vollziehen diese Monopolisierung gratis und z. T. unter Einsatz offener Gewalt im Produktionsprozess im Interesse und im Auftrag des Kapitals.

Als Produktionsmittel und Arbeitsgegenstände dienen die Tiere der Produktion von Profit. Damit dieser möglichst hoch ausfällt, sorgen die KapitalistInnen dafür, dass sie möglichst effizient in den Produktionsprozess integriert werden. Wie bei der Aneignung anderer Naturstoffe geschieht dies in beständig wachsenden Quanta und unter Abstraktion von einigen ihrer Qualitäten (z. B. ihrer Leidensfähigkeit), von den Folgen der Produktion und Konsumtion für die Tiere und die Natur sowie schliesslich unter Abstraktion von ihren eigenen Reproduktionskreisläufen. Im Produktionsprozess werden die von den Tieren produzierten oder die durch sie dargestellten Gebrauchswerte durch die Ver- ausgabe menschlicher Arbeitskraft zu einem Produkt gemacht, das Träger von Profiten ist. Diese werden für die KapitalistInnen am Markt realisiert, wenn die Ware, wie z.B. ein Stück Fleisch, verkauft wird.

Genau genommen basiert die Produktion von Profiten im Kapitalismus also nicht nur auf der Ausbeutung der ArbeiterInnen, sondern auch auf der der Natur und der Tiere. Die kapitalistische Produktionsweise funktioniert nur, «indem sie zugleich die Springquellen alles Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter» – wobei die Tiere einen Teil der Natur bilden, für die Marx hier stellvertretend auf die Erde verweist. Die Anschauung, welche unter der Herrschaft des Privateigentums und des Geldes entsprechend von der Natur und den Tieren gewonnen wird, ist die wirkliche Verachtung, die praktische Herabwürdigung der Natur im Allgemeinen und der Tiere im Besonderen.

Ein Ende der Tierausbeutung ist demzufolge nur unter der Bedingung machbar, dass im Klassenkampf mit der kapitalistischen Produktionsweise gebrochen wird. Nur dann besteht die Möglichkeit, dass Thomas Münzers Diktum, auf das Marx sich beruft – «auch die Kreatur müsse frei werden» –, Wirklichkeit wird.

— **Christian Stache** promoviert an der Universität Hamburg im Fach Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und ist Beirat der Informationsstelle Militarisierung e.V. (IMI).



«Für einen Ochsen ist es immer dasselbe Opfer, wenn er geschlachtet wird.» Karl Marx

«Auch die Natur wartet auf die Revolution»

Am Rande der Herbstakademie 2013 der Gruppe *Assoziation Dämmerung* aus Hamburg führte Maciej Zurowski, *Communist Party of Great Britain (CPGB)*, ein Interview mit Susann Witt-Stahl, Christian Wittgen und Christin Bernhold. Das Interview erschien im *Weekly Worker* Nr. 994 unter dem Titel *Animal Liberation and Marxism*. Bei der hier vorliegenden Fassung handelt es sich um ausgewählte, ins Deutsche übersetzte Passagen.

Assoziation Dämmerung organisierte im November 2013 eine Herbstakademie unter dem Slogan: «Auch die Natur wartet auf die Revolution» (Herbert Marcuse), wobei die Befreiung der Tiere im Fokus stand. Wo seht ihr die Verbindung zwischen Tierbefreiung und Marxismus? Ist letzterer nicht eine anthropozentrische Bewegung?

Christian Wittgen: Der Kapitalismus ist der zentrale Gegenstand unserer Gesellschaftskritik. MarxistInnen sollten nicht den Fehler begehen und ihre Kritik nur auf bestimmte Teile der kapitalistischen Destruktivität beschränken. Sie sollten sich mit ihrem ganzen Ausmass befassen. Wenn man das konsequent macht, realisiert man schnell, dass in der kapitalistischen Produktionsweise nicht nur die Klasse der LohnarbeiterInnen ausgebeutet und unterdrückt wird. Tatsächlich finden sich in den Werken von Marx – von seinen frühesten Schriften bis hin zu seinen ökonomischen Spätwerken – Belege dafür, dass auch die Natur – und damit ebenfalls die Tiere – vom Kapital unterjocht und ausgebeutet werden, wenn auch nicht in derselben Art und Weise wie die KollegInnen in den Betrieben.

Diese Erkenntnis ist der Ausgangspunkt, um zu verstehen, dass durch den Kapitalismus nicht nur unser Verhältnis zu den Produktionsmitteln, zu unseren Arbeitsbedingungen und zu den Waren, die wir produzieren, entfremdet ist, sondern genauso unser Verhältnis zu Tieren und zur Natur. Diese entfremdete Beziehung zur Natur – die bis zu einem gewissen Grad von der beherrschten und der herrschenden Klasse geteilt wird – muss ebenso kritisiert werden wie die Ausbeutung des Menschen.

Christin Bernhold: Als MarxistInnen sollten wir darüber hinaus zwei Dinge einbeziehen. Erstens, dass wir durch die Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte und eine Reihe gesellschaftlicher Faktoren an einem Punkt stehen, an dem objektiv keine Notwendigkeit für gesellschaftliches Leiden mehr besteht. Zweitens, dass die Fähigkeit zu Leiden etwas ist, was Menschen und Tiere gemein haben. Es gibt also keinen Grund, die Tiere von dem Unterfangen auszuschliessen, das gesellschaftlich produzierte Leiden zu beenden – im Gegenteil. Dies sind nur die banalsten und offensichtlichsten

Gründe, warum eine wirkliche Befreiungsbewegung auch die Befreiung der Tiere beinhalten muss.

Als eine CPGB-Delegation im Januar 2013 Hamburg besuchte, habt ihr uns vorgeworfen, dass wir uns, was Tiere angeht, auf ein neukantianisches Argumentationsniveau herablassen. Was habt ihr damit gemeint?

Susann Witt-Stahl: Die wichtigste Eigenschaft, die wir mit Tieren teilen, ist, dass wir einen quälbaren Körper besitzen. Die meisten MarxistInnen lassen diese Gemeinsamkeit ausser Acht. Sie beschränken sich darauf, bloss die Differenzen zu Tieren zu bestimmen und hypostasieren die Vernunft. Genau hier kommt der Neukantianismus ins Spiel: konsequente historische MaterialistInnen würden sich nie für so ein affirmatives und undialektisches Verständnis von Vernunft aussprechen, das im Grunde genommen identisch ist mit der Art, wie die bürgerliche Gesellschaft Vernunft definiert und fetischisiert.

Versteh mich bitte nicht falsch: Die Kategorie der Vernunft ist wichtig, und ich will sie nicht vernachlässigen. Aber viele MarxistInnen meinen, dass Menschen Vernunft besitzen und Tiere nicht – Ende der Geschichte. Dieses Verständnis ist unwissenschaftlich und schlicht falsch, denn Vorstufen der Vernunft existieren bereits in der Natur. Auf einem anderen Niveau handeln auch Tiere vernünftig: z.B. wenn sie Wintervorräte anlegen. Natürlich ist diese Vernunft nicht identisch mit der menschlichen Vernunft – aber Vernunft, das müssen wir erkennen, ist nicht vom Himmel geregnet. Viele MarxistInnen reflektieren das nicht. Das ist ein Punkt, an dem sie in den Idealismus zurückfallen.

Angenommen, es gäbe eine internationale Revolution und ein Teil der Welt hätte mit einer Nahrungsmittelknappheit zu kämpfen, die nur mit fortlaufender oder sogar intensivierter Fleischproduktion zu überwinden wäre. Wie würdet ihr dieses Problem angehen?

Christian Wittgen: Ich glaube nicht, dass wir diesem Problem jemals begegnen werden. Wenn wir die Fleischindustrie abschafften, dann würden sich im Gegenteil unsere Fähigkeiten,

Menschen mit Nahrungsmitteln zu versorgen, quasi über Nacht massiv erhöhen. Ein grosser Teil der produzierten Nahrungsmittel wird momentan als Tierfutter verwendet, was bei anhaltender Fleischproduktion nichts anderes bedeutet, als dass weniger Menschen ernährt werden können. Die Stilllegung der Fleischproduktion würde deshalb den Fortschritt hin zum Kommunismus sogar erleichtern.

Ich möchte nochmals kurz auf Susanns Ausführungen zurückkommen und sie um einen Punkt ergänzen: Die TierbefreiungsaktivistInnen sollten sich allerdings auch nicht allzu selbstgefällig abwenden, wenn ihnen der Idealismus einiger MarxistInnen begegnet. Schliesslich argumentieren viele von ihnen andauernd idealistisch, z.B. wenn sie speziesistische Ideologien für die Ausbeutung von Tieren verantwortlich machen. Ich denke, dass es die Tierbefreiungsbewegung daher bis zu einem gewissen Grad auch selbst zu verantworten hat, von der marxistischen Linken isoliert zu werden. Man muss natürlich bedenken, dass sie, verglichen mit anderen Bewegungen, eine immer noch sehr junge Bewegung ist. Als solche hat sie Fehler gemacht. Zum Beispiel haben zahlreiche AkteurInnen einen links-libertären Antikommunismus vertreten. Die Tierrechts- und Tierbefreiungsbewegung hat also ihre eigenen Kinderkrankheiten. Diese waren ohne Zweifel ein Resultat einer elementaren Empathie gegenüber Tieren und als solche verständlich. Aber im Bereich des politischen Diskurses waren und sind sie ein reales Hemmnis.

Durch eine informierte, historisch-materialistische Analyse kommen einige Wenige aber auch bei einer kommunistischen Position an. Anfängliche Standpunkte sind meistens banal und naiv.

Christin Bernhold: Ja, das ist richtig. Viele haben aber auch kein Interesse an einer historisch-materialistischen Analyse. Was Christian beschreibt, erklärt übrigens auch, weshalb die «gemässigte Linke» der Tierbefreiungsbewegung gegenüber tendenziell aufgeschlossener eingestellt ist. Sie teilt im Kern den moralistischen Ansatz, der einen grossen Teil der Tierbefreiungsbewegung charakterisiert. Es ist z.B. nicht überraschend, dass das Netzwerk *Emanzipatorische Linke*, das in der Partei *Die Linke* organisiert ist, sich für einen solchen Moralismus

ziemlich offen gibt, ganz einfach, weil es seine eigenen zentralen Themenfelder – Feminismus und Antirassismus – auf dieselbe, im Prinzip bürgerliche Art und Weise behandelt.

Christian Wittgen: Es sollte andersherum auch nicht vergessen werden, dass viele traditionelle Linke sich dafür entschieden haben, jede soziale Bewegung, die ab Mitte des 20. Jahrhunderts an Kraft gewonnen hat, zu ignorieren. Natürlich gab es Konflikte und viele neue soziale Bewegungen haben sich gleich von Beginn an von der traditionellen Linken distanziert. Die orthodoxe Linke hat sich andererseits aber auch nicht dadurch hervorgetan, einen kritisch-solidarischen Umgang etwa mit der feministischen oder der Tierbefreiungsbewegung zu suchen. Sie hat einfach befunden, dass diese keine relevanten Kräfte seien, weil sie ihren Fokus nicht auf Arbeitskämpfe im Betrieb gesetzt haben.

Es wurde vielfach darauf hingewiesen, dass Fleisch nun mal die billigste, am einfachsten verfügbare Art der Ernährung für Menschen aus der ArbeiterInnenklasse ist. Veganismus ist also – gemessen am finanziellen und zeitlichen Aufwand – ein luxuriöser Lifestyle. Kommt es wirklich darauf an, ob einzelne Menschen heute aufhören, Fleisch zu essen? Und wie gedenkt ihr, diesen Punkt mit den Belangen des Proletariats in Verbindung bringen zu können?

Christin Bernhold: Veganismus ist in dem Sinne wichtig, dass durch ihn der Konsum eines ermordeten, quälbaren Körpers negiert wird. Man verbleibt allerdings auf einer individualistischen Ebene, versteht man ihn nicht als Teil eines umfassenden gesellschaftspolitischen Kampfes. Der Fakt, dass es zahllose Menschen gibt, denen eine vegane oder vegetarische Ernährung nicht möglich ist, bestätigt nur, dass das Projekt Tierbefreiung Teil einer Kritik der politischen Ökonomie sein muss. Ich will natürlich nicht mit dem Finger etwa auf hungernde Menschen zeigen und ihnen erzählen, sie sollen kein Fleisch mehr essen. Vielmehr gilt es aufzuzeigen, wie diese Gesellschaft funktioniert und eine Situation, in der es sich viele Menschen nicht leisten könnten, mit dem Essen von Fleisch aufzuhören, selbst wenn sie es wollten, ist Teil davon – ebenso wie die Tatsache, dass die Profiteure der Fleischproduktion in den kapitalistischen Zentren zu einem nicht geringen Teil dafür verantwortlich sind, dass Menschen andernorts Hunger leiden. Gleichzeitig ist eine Kritik am (Fleisch)Konsum aber auch richtig, gerade dort, wo seine Notwendigkeit nicht gegeben ist. Man kann in diesem Zusammenhang mit Herbert Marcuse von «falschen Bedürfnissen» sprechen, die in einer kapitalistischen Gesellschaft produziert werden. «Falsch» in dem Sinne, dass sie dem Individuum durch partikuläre gesellschaftliche Mächte auferlegt werden, die von seiner Unterdrückung profitieren. Falsche Bedürfnisse perpetuieren die Ausbeutung durch Lohnar-

beit, die Aggressivität, die Misere und die Ungerechtigkeit in dieser Gesellschaft.

Susann Witt-Stahl: Wer unsere Ideen akzeptiert, aber weiterhin Fleisch isst, bleibt einem Prozess der Selbstentfremdung verhaftet. Wenn man Tiere als quälbare Körper erkennt, dann kann man sie nicht essen. Durch den Konsum von Tieren entsteht unvermeidbar ein anderes Verhältnis zu ihnen: sie werden als Dinge, als Objekte wahrgenommen – nicht als Wesen, die nach Glück streben oder zumindest keinem Leid ausgesetzt sein möchten. Auf einer individuellen Ebene will ich mit dieser Verdinglichungslogik brechen. Ich will keine quälbaren Körper essen, weil ich diese Entfremdung und dieses falsche Bewusstsein von Tieren nicht reproduzieren will. Ausserdem denke ich, dass es für KommunistInnen wichtig ist, in Widerspruch zu den herrschenden Verhältnissen zu handeln. Wir tun das in vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen, beispielsweise wenn es um Sexualität geht. Natürlich ragt so ein Handeln über moralischen Protest nicht hinaus, aber das ist kein Problem, solange wir uns nicht von bürgerlichen, sondern von revolutionären Moralvorstellungen leiten lassen. Warum also nicht das Gleiche tun, wenn es um Tiere geht? Du hast recht, dass der Veganismus heute eine Form von Lifestyle ist, aber daran trägt der Veganismus keine Schuld – das Problem ist eine falsche Ökonomie, welche neue Märkte erschliesst und Privilegien für bestimmte soziale Klassen produziert.

Wie stellt ihr euch dann die Überzeugung der Massen vor? Ich frage mich auch, ob ihr die Identifizierung mit anderen unterdrückten Spezies nicht überschätzt. Wie wahrscheinlich ist es, dass sich die ArbeiterInnenklasse einst mit Tierbefreiung als eigene Forderung identifizieren wird?

Susann Witt-Stahl: In seinem Vortrag an der Herbstakademie hat Matthias Rude diverse historische Beispiele für die Solidarität von Angehörigen der ArbeiterInnenklasse mit Tieren genannt. In einem Punkt bin ich mit ihm nicht ganz einer Meinung und zwar bezüglich der Bedeutung dieser Solidarität für unser heutiges Animal-Liberation-Projekt. Teilweise werden die Taten von Einzelpersonen glorifiziert, und Leute folgern daraus Dinge, die in der Geschichte nie so massgeblich waren, wie Tierfreunde es gerne glauben würden. Die Resultate von Matthias' Forschung sind selbstverständlich wertvoll, aber ich persönlich würde sie nicht so hoch hängen und daraus allzu viele historische Hoffnungen ableiten.

Allerdings glaube ich, dass diese Beispiele elementarer Identifikation ausgebeuteter Menschen mit Tieren in dem Sinne wichtig sind, dass sie aufzeigen, wie gewisse grundlegende Impulse die Geschichte durchwirkt haben: Menschen haben die Behandlung der Tiere immer mit gewissem Unbehagen wahrgenommen. Nicht unbedingt in der Hinsicht, dass sie Mitgefühl für die geschundenen Kreaturen



hatten, sondern dahingehend, dass sie sich teilweise selbst in ihnen wiedererkennen konnten – es war eine Form der Identifikation, und damit eine Vergewisserung der eigenen Unterdrückung und Unfreiheit.

Christin Bernhold: Du fragst dich, ob wir mit der geschichtlichen Identifikation übertreiben, aber unser Anliegen ist nicht die Glorifizierung der Vergangenheit. Wir haben auch nicht die Hoffnung, mit den nächsten zwei Kongressen die gesamte ArbeiterInnenbewegung für uns zu gewinnen. Eine Gruppe von Menschen hat die Notwendigkeit dieses politischen Projekts erkannt – nicht mehr und nicht weniger. Wenn wir jedoch nicht jetzt versuchen, es nach vorne zu bringen, werden wir auch in 20 Jahren keinen Fortschritt gemacht haben. Ich meine nicht, dass wir – oder irgendein anderes linkes Projekt – zwangsläufig in Kürze grossartige politische Erfolge erzielen werden. Aber man sollte deshalb nicht frustriert die Hände in den Schoß legen. Das ist ein Lebensprojekt.

Speziesismus und historischer Materialismus

Obwohl eine enge Verbindung zwischen Tierausbeutung und der Ausbeutung des Menschen besteht, verfügt die Tierbefreiungsbewegung über keine politisch-ökonomische Kritik. Bezieht sie nicht die gesellschaftlichen Ursachen und Implikationen der Unterdrückung von Tieren ein, stösst sie zwangsläufig an ihre Grenzen und verkennt ihr revolutionäres Potential.



Ob schon der Begriff des Speziesismus von Richard Ryder geprägt wurde, hat ihn erst Peter Singer durch sein einflussreichstes Buch, *Animal Liberation*, popularisiert. Singer definiert den Speziesismus als ein moralisches Privileg, das auf der Spezieszugehörigkeit gegründet ist, d. h. als die Idee, dass die Interessen von menschlichen Tieren *per se* wichtiger sind als die Interessen von nicht-menschlichen Tieren. Das ist eine verengt theoretische Definition des Speziesismus. Aber Singer selbst führt in dem Buch auch eine historische Beschreibung des Speziesismus ein und versucht, durch Zitationen von Aristoteles, Augustinus, Thomas von Aquin, Descartes und Kant zu beweisen, dass die abendländische Kultur eine im Wesentlichen speziesistische Kultur ist. Das aber wirft grosse Probleme auf. Denn der Speziesismus ist eine Praxis, nicht nur ein moralisches Vorurteil. Man muss deshalb eine materielle von einer ideellen Seite des Speziesismus unterscheiden. Bei der Lektüre von *Animal Liberation* wird nicht klar, ob Singer hier beschreibt, wie der Speziesismus historisch als Praxis entstanden ist oder ob er beschreibt, wie verschiedene menschliche Gesellschaften ihr konkretes Verhalten gegenüber Tieren *a posteriori* gerechtfertigt haben. Singer scheint dieser Unterschied überhaupt nicht bewusst zu sein: Er stellt die Ideen der Philosophen und die reale Behandlung der Tiere nebeneinander, als ob letztere eine Wirkung der ersteren sei. Der Grund für diese Konfusion und Verwechslung der materiellen und ideellen Dimension ist, dass Singer von dem abstrakten Standpunkt der bürgerlichen Ethik und nicht aus der konkreten Perspektive revolutionärer Politik spricht. Das grundlegende Problem des von Singer begründeten metaphysischen Antispeziesismus ist, dass er die historische Natur der mensch-

lichen Gesellschaft und die gesellschaftliche Natur der menschlichen Geschichte ignoriert. Für die Geschichtsblindheit der «apolitischen» AntispeziesistInnen gibt es gute Gründe: Ihre Theorie macht nur Sinn, solange wir davon absehen, wie die Gesellschaft wirklich funktioniert. Es ist nicht verwunderlich, dass viele TierrechtsaktivistInnen eine politische Veränderung der realen gesellschaftlichen Verhältnisse ablehnen und stattdessen Tierbefreiung als eine moralische und individuelle Entscheidung predigen, die «jedermann» betrifft: ganz unabhängig davon, wer man ist, an welchem Ort oder zu welcher Zeit man lebt oder ob dieses «jedermann» überhaupt existiert. Frei nach dem Motto: Sowohl die herrschenden als auch die unterdrückten Klassen sind für Tiere nichts anderes als «Nazis». Doch stimmt das wirklich? Tragen beide die gleiche Verantwortung für das, was heute in der Welt geschieht? Müssen wir im Kampf für gesellschaftliche Veränderung beide als «Unterdrücker» der Tiere verurteilen? Und ist dies überhaupt eine sinnvolle Strategie zur Veränderung der Gesellschaft? Als historischer Materialist hege ich Zweifel daran.

Der Speziesismus als historisch-materialistisches Problem Wann ist der Speziesismus entstanden? Die Frage nach seinem Ursprung ist nicht eindeutig, weil der Speziesismusbegriff eine materielle und eine ideelle Seite einschliesst. Vom materiellen Standpunkt aus betrachtet, ist der Speziesismus die Praxis, die das Tier zum Objekt unserer Bedürfnisse macht. Aber dieser Verdinglichungsprozess impliziert eine ideelle Seite, nämlich die ideologische Rechtfertigung, nach der wir es für richtig halten, Tiere als blosse Gegenstände zu benutzen. Was passiert nun, wenn wir die reale Geschichte betrachten und versuchen, die Ursprünge des

Speziesismus unter Berücksichtigung sowohl der materiellen als auch der ideellen Seite zu rekonstruieren? Zunächst müssen wir davon ausgehen, dass wir erst in einem bestimmten Stadium der Evolution des Homo sapiens zu «herrschenden Tieren» – wie Singer es ausdrückt – geworden sind. Die Voraussetzung für die menschliche Herrschaft über die Natur war ein mächtiges soziales und symbolisches System zur Überwindung des magischen Kosmos der Jäger-und-Sammler-Gesellschaften, in denen Töten und Getötet-Werden noch gleichstehende Möglichkeiten waren und die Menschen sich selbst nicht als «besser» – nicht einmal als «anders» – als Tiere vorstellten. Die Geburtsstunde der materiellen Beherrschung der Natur durch den Menschen liegt in der Jungsteinzeit. Die «Erfindung» der Landwirtschaft und der Domestizierung von Pflanzen und Tieren machte eine radikale Veränderung unserer Umwelt möglich. Sie war der erste Schritt, die Natur zum blossen Material für unsere Bedürfnisse zu machen, statt in einen Dialog mit ihr zu treten. Mit der sogenannten «neolithischen Revolution» entwickelten die Menschen ein anderes Verhältnis zu ihren nicht-menschlichen Gegenübern. Die jungsteinzeitlichen Siedlungen führten eine systematische Kontrolle über den «biologischen Zyklus» anderer Spezies ein. Solch einseitige Beziehungen – in denen die Existenz des einen Partners dem anderen Partner vollständig ergeben ist – machen das aus, was wir für gewöhnlich als «Herrschaft» bezeichnen. Die «Versklavung» der nicht-menschlichen Natur ist die Bedingung *sine qua non* des Speziesismus, d. h. die materielle Basis, auf welcher Menschen sich als «Herren» betrachten können. Es kann nicht bestritten werden, dass diesem ersten Schritt eine ausserordentliche Beschleunigung der menschlichen

Evolution folgte: Grob gesagt, zwischen 8000 und 3000 v. Chr. waren die politischen, ökonomischen, wissenschaftlichen und technologischen Grundlagen für die menschliche Gesellschaft geschaffen worden, wie sie uns von der Geschichte überliefert wurde. Es war eine von Männern beherrschte, hierarchische Ordnung, die von der Religion und der Wissenschaft ideologisch gerechtfertigt und reproduziert wurde. Die Geschichte als Geschichte der Herrschaft begann.

Doch auch wenn die jungsteinzeitliche Revolution die Basis unserer Herrschaft über die Natur und somit die materielle Möglichkeit der spezialistischen Ideologie geschaffen hat, so hat sie diese Ideologie dennoch nicht produziert. Speziesismus ist eine Ideologie, die auf bestimmten allgemeinen Begriffen beruht. Sie bedient sich eines allgemeinen Begriffs von «Spezies», der es ermöglicht, auf einer Seite alle Menschen unter dem Begriff «Mensch» und auf der anderen Seite alle Tiere unter dem Begriff «Tier» zu fassen. Die Singerische Argumentation greift erst, nachdem dieser Unterschied sich historisch durchgesetzt hat und gewissermaßen Fundament der abendländischen Rationalität geworden ist. Aber die universellen Begriffe von «Mensch» und «Tier» entstehen erst im geschichtlichen Verlauf. In gewisser Hinsicht sind sie erst Resultat der Moderne.

Wir haben also gesehen, dass sich der Begriff des Speziesismus als höchst problematisch herausstellt. Seine materielle Seite – die physische Ausbeutung – fällt nicht mit seiner ideellen Seite – der ideologischen Rechtfertigung der Unterdrückung – zusammen. Sie bilden gar einen Chiasmus. Historisch hat die Praxis der Ausbeutung der Tiere angefangen, als wir uns diese noch nicht als etwas völlig Anderes vorstellten. Dagegen haben wir angefangen, unsere Herrschaft über die Tiere anzuprangern, als wir sie nicht mehr als unseresgleichen wahrnehmen konnten. Warum erscheint uns der Speziesismus in einer verzerrten Form? Weil in der metaphysischen Version des Antispeziesismus ein wichtiges Detail ausgelassen wird: dass der Mensch selbst ein Tier ist. Somit müssen wir uns nicht nur die Frage stellen: «Wann haben wir angefangen, die anderen Tiere zu unterdrücken?», sondern auch: «Wann haben wir vergessen, dass wir Tiere sind?»

Vor 30000 Jahren, als die ersten Homo sapiens auf der Erde wandelten, nahm die menschliche Entwicklung ihren Ausgang. Seitdem hat sich die kulturelle Dimension der menschlichen Existenz, d. h. das Produkt menschlicher Arbeit und Intelligenz, in einer Masse entwickelt, wie es nie zuvor in der Natur da gewesen war. Marx und Engels schreiben in *Die Deutsche Ideologie*: «Man kann die Menschen durch das Bewusstsein, durch die Religion, durch was man sonst will, von den Tieren unterscheiden. Sie selbst fangen an, sich von den Tieren zu unterscheiden, sobald sie anfangen, ihre Lebensmittel zu *produzieren*, ein Schritt, der durch ihre körperliche Organisation bedingt ist. Indem die Menschen ihre Lebensmittel produzieren, produzieren sie

indirekt ihr materielles Leben selbst.» Nur durch einen solchen Prozess war die Entstehung des menschlichen Selbst möglich. Die Geschichte ist der Raum dieser Autopoiesis des Bewusstseins: Die menschliche Kultur, der «Geist», ist etwas, das wir konkret produzieren. Was Marx und Engels über den «Unterschied» zwischen Mensch und Tier schreiben, darf aber nicht als eine ontologische und statische Differenz verstanden werden. Sie sprechen eher von einer Aktivität, einer Handlung. Menschen unterscheiden sich – das ist wörtlich zu nehmen: sich anders machen – von den anderen Tieren dank ihrer Geschichte. Auf der einen Seite ist dieser Unterschied real, weil wir uns und unsere Umwelt durch die Arbeit tatsächlich verändern. Auf der anderen aber bleibt er illusorisch, weil wir immer noch Tiere sind, Teil der Natur, materielle Wesen. Der Geist, den wir schaffen, ist ein Betrug. Aber gerade das beweist unsere Einzigartigkeit: Der Mensch ist das Tier, das vergisst, dass es ein Tier ist.

Wir sollten nicht vergessen, dass der Mensch ein gesellschaftliches Tier ist und dass historische Veränderung immer als gesellschaftliche Veränderung verstanden werden muss. Marx betont, dass die Menschen die Grundlagen ihrer materiellen Existenz produzieren. Dabei spricht er immer von dem Menschen als sozialem Wesen, d. h. dem realen Menschen, nicht demjenigen, den die Welt der Moralphilosophie beherbergt. Aber die materielle Produktion ist immer durch irgendwelche Zwänge charakterisiert. Wenn eine Gruppe von Menschen die Regeln der kollektiven Reproduktion festlegt, wird der Einzelne immer gezwungen, sich einzubringen. Schon von Anfang an scheint die gesellschaftliche Ordnung das Individuum unter eine gewisse Diktatur des Kollektivs gezwungen zu haben, obwohl die ersten Jäger-und-Sammler-Gesellschaften grundsätzlich egalitär waren. Aber solche Gesellschaften haben sich «entwickelt», mehr und mehr die Form von Stämmen und *chiefdoms* angenommen, die soziale Struktur wurde hierarchisiert und zentralisiert: Eine Zentralautorität, die gleichzeitig religiös und politisch war, fing an, die Verteilung der Ressourcen zu organisieren und zu kontrollieren. Es ist einfach, sich vorzustellen, dass eine – wahrscheinlich durch natürliche Differenzen legitimierte – Autorität (physische Fähigkeit, Schlaueit usw.) sich von der Person, die sie innehat, abspaltet und zum Privileg wird. Gesellschaftliche Zwänge, Religion und Autorität nötigten die Menschen dazu, eine ungleiche Ordnung zu akzeptieren, die ihre Unterdrückung immer wieder reproduziert. Die gesellschaftlichen Regeln begannen von oben oktroyiert und vom Individuum als normal introjiert zu werden. Interessant ist, dass die materielle Naturbeherrschung – wie sie oben anhand der jungsteinzeitlichen Domestizierung von Tieren und Pflanzen beschrieben wurde – zur selben Zeit begann und gesellschaftliche Produktionsform wurde, zu der sich auch der Klassenkampf als Form gesellschaftlicher Bewegung etabliert hatte – d. h. nach der Geburt des Staates.

Tierausbeutung und Klassengesellschaft Die Ausbeutung der Tiere und die Ausbeutung der Menschen haben sich seit ihren historischen Anfängen wechselseitig bedingt. Die Zähmung der Tiere und der Ackerbau haben den gesellschaftlichen Überschuss (Surplus) geschaffen, der die Trennung zwischen geistiger und materieller Arbeit und die Entstehung der Klassengesellschaft ermöglicht hat. Die Entwicklung der Klassengesellschaft wiederum hat die Ausbeutung der Tiere und der Menschen für den Gewinn der herrschenden Eliten verstärkt. Auch wenn die mesopotamischen Könige den Stier nicht wie ein Ding sahen, war das dem Stier aufgezwungene Joch die Voraussetzung der Existenz des mesopotamischen Staates, da es die notwendige Akkumulation ermöglichte, um die staatliche Bürokratie zu ernähren. Wenn Tiere zum Rädchen im Herrschaftsmechanismus werden, sind sie schon nicht mehr *dem Menschen* überhaupt, sondern der höheren Notwendigkeit des Staates unterworfen. Es geschieht nur durch eine innere gesellschaftliche Hierarchie, dass das äussere Verhältnis zum Tier selbst hierarchisch wird (Menschen kontrollieren Menschen, die Tiere kontrollieren). Das ist wieder ein dialektischer Prozess: Hat die Sklaverei des Stiers die Sklaverei des Menschen ermöglicht, so hat die menschliche Sklaverei die Distanz zwischen der Spitze und der Basis der Pyramide vergrößert.

Die obige historische Beschreibung ist sicherlich noch zu allgemein gehalten. Ich denke aber, dass es wichtig ist, in dieser Richtung weiterzuarbeiten. Denn der Speziesismus ist nicht bloss ein Vorurteil, sondern eine gesellschaftliche Struktur, die einer detaillierten soziologischen und historischen Analyse unterzogen werden muss. Wenn wir die gesellschaftlichen Ursachen und Implikationen des Speziesismus offenlegen, zeigt sich, dass es sich bei der Ausbeutung von Tieren und der Ausbeutung von Menschen nicht um zwei völlig getrennte oder verschiedene Formen der Unterdrückung handelt. Im Gegenteil: die Befreiung der Tiere ist mit der Befreiung der Menschen identisch. Der Kern des Problems ist die zerstörende Logik des Kapitals, eine Logik, die bestimmte gesellschaftliche Strukturen voraussetzt (Klassengesellschaft, wirtschaftliche Ausbeutung, Staatsgewalt). Solche Strukturen wurden vor Tausenden von Jahren durch die Unterdrückung von Menschen *und* Tieren geschaffen. Der Speziesismus kann daher nur verstanden und bekämpft werden, wenn wir die unterdrückende Struktur der Klassengesellschaft selbst in Frage stellen.

— **Marco Maurizi** ist Philosoph und Musiker aus Rom. Sein Forschungsschwerpunkt liegt auf der Philosophie der Geschichte aus der Perspektive der Kritischen Theorie, des Marxismus und der klassischen dialektischen Philosophie. Er ist Autor von Büchern über Theodor W. Adorno und Nikolaus von Kues, sowie mehrerer Essays über Antispeziesismus aus einer sozialistischen Perspektive.

Die Befreiung von Mensch und Tier

Ein Kampf mit linker Tradition

Es ist noch weitgehend unbekannt, dass es für den Aufbau einer Bewegung für die Befreiung von Mensch und Tier zahlreiche historische Vorbilder gibt: Zur Thematik existiert eine weit zurückreichende, genuin linke theoretische – und auch praktische – Tradition. Die Solidarität mit Arbeitstieren als Ausgebeutete konnte bereits seit den Anfängen der Entwicklung kapitalistischer Gesellschaftsformen als integrales Element revolutionärer Theorie und Praxis fungieren.



Der Scheidungsprozess von Produzent und Produktionsmittel bildet die Grundlage der kapitalistischen Produktionsweise: Die Vertreibung des Ackerbauers von Grund und Boden entriss ihm seine Mittel zur Selbstversorgung und machte ihn zum Proletarier, wie es im *Kapital* von Karl Marx heisst. Diese gesellschaftliche Umwälzung war eng mit der industriellen Ausbeutung von Tieren verbunden: In der Industrie, in welcher die LohnarbeiterInnen ihre Arbeitskraft verausgaben mussten, wurde vermehrt auch die Arbeitskraft von Tieren eingesetzt. Angehörige der proletarischen Klasse sahen Gemeinsamkeiten in ihrer eigenen Ausbeutung und derjenigen von Tieren – und genau hier liegt der Ursprung des Tierbefreiungsgedankens.

Die Anschauung, welche unter der Herrschaft des Privateigentums und des Geldes von der Natur gewonnen werde, sei «die wirkliche Verachtung, die praktische Herabwürdigung der

Natur», schreibt Marx und bezieht sich in diesem Sinne auf den Reformator und Revolutionär in der Zeit des Bauernkrieges, Thomas Münzer, der es für unerträglich erklärt hatte, «dass alle Kreatur zum Eigentum gemacht worden sei, die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden – auch die Kreatur müsse frei werden». Im Gang der Geschichte wurde dieser Zusammenhang immer wieder von progressiven Personen und Bewegungen erkannt, die folgerichtig die Erweiterung des emanzipatorischen Imperativs über den Menschen hinaus forderten. «Im Kern meiner Empörung gegen die Starken finde ich, soweit ich zurückdenken kann, meinen Abscheu gegen die Tierquälerei wieder», schreibt z.B. Louise Michel, die berühmte Kämpferin der Pariser Kommune, in ihren Memoiren. Weiter heisst es dort: «Von der Zeit, da ich auf dem Land die Grausamkeiten gegen die Tiere erlebte und das entsetzliche Bild ihrer Lebensbedingungen erfasste, stammt mein Mitleid für sie und dadurch mein Bewusstsein über die Verbrechen der Macht. So handeln die Führenden mit den Völkern! Ich konnte nicht umhin, diese Überlegung irgendwann anzustellen.» Michel fordert nicht weniger als die vollkommene Freiheit: «Alles, alles muss befreit werden, die Geschöpfe und die Welt.»

Kampf gegen die Sklaverei Im Gegensatz zu den ProletarierInnen sind der versklavte Mensch und das domestizierte Tier nicht «frei», ihre Arbeitskraft zu veräussern; vielmehr gehören sie selbst vollständig – mit ihrem Körper, ihrer Arbeitskraft, ihren Nachkommen – ihren BesitzerInnen. Noch offensichtlicher und unvermittelter findet hier Ausbeutung statt – direkter aber äussert sich mitunter auch die Solidarität: Das Bewusstsein darüber, dass Arbeitstiere Leidensgenossen sind, kommt in den Stimmen von SklavInnen deutlich zum Ausdruck. Frederick Douglass etwa verglich im 19. Jahrhundert seine Situation mit derjenigen von Ochsen: «Ich sah nun, in meiner Situation, einige Ähnlichkeit mit jener von Ochsen. Sie waren Besitz, und so war ich es; sie sollten gebrochen werden, und ich ebenso.»

Entsprechend spielen Ansätze von Tierbefreiung und Vegetarismus eine wichtige Rolle in der Anti-Sklaverei-Bewegung, und zwar von Anfang an: Eines der ersten Werke, das sich ausschliesslich dem Abolitionismus, also der

Abschaffung der Sklaverei, widmete, war *All Slave-Keepers that Keep the Innocent in Bondage* (1737) von Benjamin Lay – übrigens gedruckt von Benjamin Franklin. Lays Argumente gegen die Haltung von SklavInnen und für den Vegetarismus sind nicht zu trennen: Er wollte schlicht keine Erzeugnisse gebrauchen oder Dienstleistungen in Anspruch nehmen, die das Ergebnis von SklavInnenarbeit waren – ob diese nun von Menschen oder von Tieren verrichtet worden war. Lay beeinflusste Generationen von Gegnern und Gegnerinnen der Sklaverei, die seine Praxis teilweise annahmten und fortführten.

Frauen- und Tierrechtsbewegung Einem kleinen Stück einer doppelt verschwiegenen Geschichte kann man auf den versteckt liegenden Pfaden des Londoner Battersea-Parks nachspüren: Kaum auffindbar, am Rand eines Weges nahe des Old English Garden, steht die Statue eines Hundes. Sie wurde 1985 gestiftet, um ein im Jahr 1910 aus dem Park entferntes Denkmal zu ersetzen, das dort stellvertretend für alle Opfer von Tierexperimenten errichtet worden war. Die Hunde-Statue erinnert nicht nur daran, dass im 19. und im frühen 20. Jahrhundert bemerkenswerte Allianzen zwischen der Antivivisektions- und der ArbeiterInnenbewegung existierten – prominente VertreterInnen der ArbeiterInnenbewegung unterzeichneten 1896 ein Manifest gegen die Vivisektion, in dem es heisst: «Solches Experimentieren an lebenden Tieren widerspricht den wirklichen Empfindungen und wahren Interessen der arbeitenden Klasse», – sondern sie ist auch ein Denkmal für die engen Verbindungen zwischen der Frauen- und der ersten Tierrechtsbewegung.

Forscht man nach, so erfährt man, dass die feministische Bewegung im England des frühen 20. Jahrhunderts derart mit der Tierrechtsbewegung verbunden war, dass die MedizinstudentInnen des University College, die ab 1906 gegen die Aufstellung des Denkmals protestierten, Antivivisektions- und Frauenwahlrechtsbewegung gleichsetzten: Sie störten zahlreiche Veranstaltungen letzterer, um gegen erstere vorzugehen. Die StudentInnen versuchten immer wieder, das Denkmal zu zerstören, stiessen dabei aber auf den vehementen Widerstand der VivisektionsgegnerInnen sowie der Bevölkerung des ArbeiterInnenviertels, die in dem Hund offenbar ein Symbol für ihre eigene Un-

terdrückung sah. Über Jahre hinweg wurde der Konflikt, bekannt als *Brown Dog Riots*, ausgetragen. Ort der Auseinandersetzungen war sowohl Battersea als auch das Londoner Zentrum, wo auf dem Trafalgar Square Demonstrationen mit mehreren Tausend Teilnehmenden stattfanden.

Die erklärte Absicht der militanten Suffragetten, die für das Frauenwahlrecht kämpften, war es, niemals Menschen oder Tiere zu gefährden – aber, so Emmeline Pankhurst (1858–1928), Mitglied der *Independent Labour Party* und Mitbegründerin der *Women's Social and Political Union* (WSPU), im Jahr 1913: «Wenn es dafür notwendig ist, um das Wahlrecht zu erhalten, werden wir soviel Schaden an Eigentum anrichten, wie wir können.» Die Massnahmen reichten von Streikposten und Anketungen bis hin zum Einsatz von Brandbomben. «Es gibt etwas, um das sich Regierungen viel mehr Sorgen machen, als um menschliches Leben, und das ist die Sicherheit des Eigentums», liess Pankhurst verlautbaren, und weiter: «Das Argument der zerbrochenen Fensterscheibe ist das wertvollste Argument moderner Politik.» Dieser Ausspruch Pankhursts ist oft überliefert – ihr Engagement für Tiere aber wird meist verschwiegen.

Solidarität mit den quälbaren Körpern Ähnlich verhält es sich mit anderen linken Kämpferinnen und Kämpfern. An dieser Stelle sei Rosa Luxemburg genannt, die in ihrer Haftzeit in Breslau im Dezember 1917 eine Erfahrung festgehalten hat, die wohl zum Eindrücklichsten gehört, was sich in der sozialistischen Literatur zum Thema Solidarität mit Tieren findet: Büffel, als Zugtiere vor einen Karren gespannt, werden von Soldaten auf dem Gefängnishof geprügelt, bis sie bluten. In einem ihrer *Briefe aus dem Gefängnis*, in denen sie ihre eigene Situation mit jener eines Tiers im Käfig oder «eines wilden Tieres im Zoo», vergleicht, schreibt sie: «Mein armer Büffel, mein armer, geliebter Bruder, wir stehen hier beide so ohnmächtig und stumm und sind nur eins in Schmerz, in Ohnmacht, in Sehnsucht.» Das Denken Rosa Luxemburgs war bestimmt von einer grundsätzlichen Verbundenheit mit allen fühlenden Wesen; man kann von einem Solidaritätskonzept sprechen, für das Speziesgrenzen keine Rolle spielen. «Sie wissen, ich fühle und leide mit jeglicher Kreatur», schreibt sie in einem Brief aus dem Gefängnis vom 7. Januar 1917; auf einer Versammlung sagte sie im Jahr darauf: «Jede Träne, die geflossen ist, obwohl sie abgewischt werden konnte, ist eine Anklage.» Als den «wahren Odem» des Sozialismus bezeichnete sie «rücksichtsloseste revolutionäre Tatkraft und weitherzigste Menschlichkeit»: Eine Welt müsse umgestürzt werden – doch wer dabei «aus roher Unachtsamkeit einen Wurm zertritt, begeht ein Verbrechen». Der israelische linke Theoretiker Moshe Zuckermann interpretiert das Denken und Handeln Rosa Luxemburgs als visionären Kampf um Versöhnung von Mensch und Natur. Empathie und Leiderfahrung seien bei ihr ein zentrales



«Brown Dog Riots» im Londoner Stadtteil Battersea.

Moment gewesen, sie habe sogar die Überzeugung vertreten, dass es keine Emanzipation des Menschen ohne Emanzipation der Natur geben könne. Auch Zuckermann plädiert deshalb dafür, die theoretische Forderung nach internationaler Solidarität um den Komplex umfassender Leiderfahrung zu erweitern – eine Forderung, die in der Geschichte linker Bewegungen immer wieder erhoben worden ist. Von Leonard Nelson etwa, dem Gründer des *Internationalen Sozialistischen Kampfbundes*, der im Deutschland unter Hitler antifaschistischen Widerstand organisierte, stammt das Diktum, ein Arbeiter, der nicht nur ein «verhinderter Kapitalist» sein wolle und dem es also ernst sei mit dem Kampf gegen jede Ausbeutung, beteilige sich nicht an Tierausbeutung: «Entweder man will gegen die Ausbeutung kämpfen, oder man lässt es bleiben. Wer als Sozialist über diese Forderungen lacht, der weiss nicht, was er tut. Der beweist, dass er nie im Ernst bedacht hat, was das Wort Sozialismus bedeutet.» Aber genau das ist in der Linken immer noch Standard: Die Forderung nach Tierbefreiung wird abgetan, nicht ernst genommen.

Befreiung radikal denken Sie gilt sogar, wie es in der *Dialektik der Aufklärung* von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno heisst, als Abfall von der Kultur: Auf's Tier zu achten wird als Verrat am Fortschritt angesehen. Der Kulturprozess des Westens, der im Zuge der Europäisierung der Erde hegemonial geworden ist, zeichnet sich geradezu durch die Unterdrückung der inneren und äusseren Natur aus. Dass Naturunterdrückung ständig Herrschaft reproduziert, da verdrängte Triebimpulse auf Tiere und Menschen, die als Tiere oder als tierähnlich verunglimpft werden, projiziert werden, hat die Kritische Theorie im Anschluss an Freud gezeigt. «Ein neues Verhältnis zwischen Mensch und Natur – seiner eigenen und der äus-

seren Natur» – das hielt Herbert Marcuse für unabdingbar für die Entwicklung hin zu einer künftigen Revolution. Bereits 1965 schrieb er: «Dass die Gewalt beseitigt und die Unterdrückung so weit verringert wird, als erforderlich ist, um Mensch und Tier vor Grausamkeit und Aggression zu schützen, sind die Vorbedingungen einer humanen Gesellschaft.»

Das Streben nach der Befreiung der Tiere und der Wunsch, die Menschheit zu emanzipieren, resultieren also nicht aus unterschiedlichen Zielen oder Interessen; sie lassen sich nicht gegeneinander ausspielen, im Gegenteil gilt: Tierbefreiung ist Voraussetzung und Resultat der Emanzipation des Menschen. Wenn sie kein anderes Verhältnis zur unterdrückten Natur und zu den Tieren entwickeln, können die menschlichen Emanzipationsbewegungen nicht zum Erfolg führen.

Nicht nur ist die Herrschaft des Menschen über den Menschen in vielfältiger Art und Weise mit der Herrschaft über die Tiere verbunden, der gesamte kapitalistische Gesellschaftsbau gründet auf ihrem Leiden. Entsprechend beschrieb Horkheimer diesen metaphorisch als ein Haus, dessen Dach eine Kathedrale und dessen Keller ein Schlachthof sei. Dort befinde sich «die Tierhölle in der menschlichen Gesellschaft [...], der Schweiss, das Blut, die Verzweigung der Tiere». Soll der kapitalistische *Wolkenkratzer* gestürzt und eine neue, befreite Gesellschaft aufgebaut werden, müssen wir ganz unten ansetzen – denn eine Zivilisation, deren Fundament sich auf permanenter Unterdrückung und unvorstellbarem Leiden errichtet, hat kein Recht dazu, sich frei zu nennen.

— **Matthias Rude** ist Autor des Buches *Antispeziesismus* der *theorie.org*-Reihe des Schmetterling-Verlages, schreibt für das linke Magazin *Hintergrund* und das marxistisch ausgerichtete Kulturmagazin *Melodie & Rhythmus*.

Solidarität des Lebens

Plädoyer für eine revolutionäre Moral

Der Mensch heute lebt im Bann einer «verkehrten Metaphysik». Nicht für begangene Grausamkeiten, sondern für die Weigerung mitzumachen, muss er sich rechtfertigen. Es ist höchste Zeit, sich des mimetischen Impulses, der uns innewohnt und unser Mitgefühl auslöst, bewusst zu werden. Ohne eine Moral, die das Leiden und Mitleiden beredt werden lässt, ist der Kampf für eine freie Gesellschaft nicht zu gewinnen.

Ein Hirschkalbchen verliert in einer Sturmflut den Kontakt zu seiner Familie. Es treibt hilflos in einem reissenden Fluss und droht jeden Moment zu ertrinken. Belal beobachtet die sich anbahnende Tiertragödie. Der Junge stürzt sich ohne Zögern

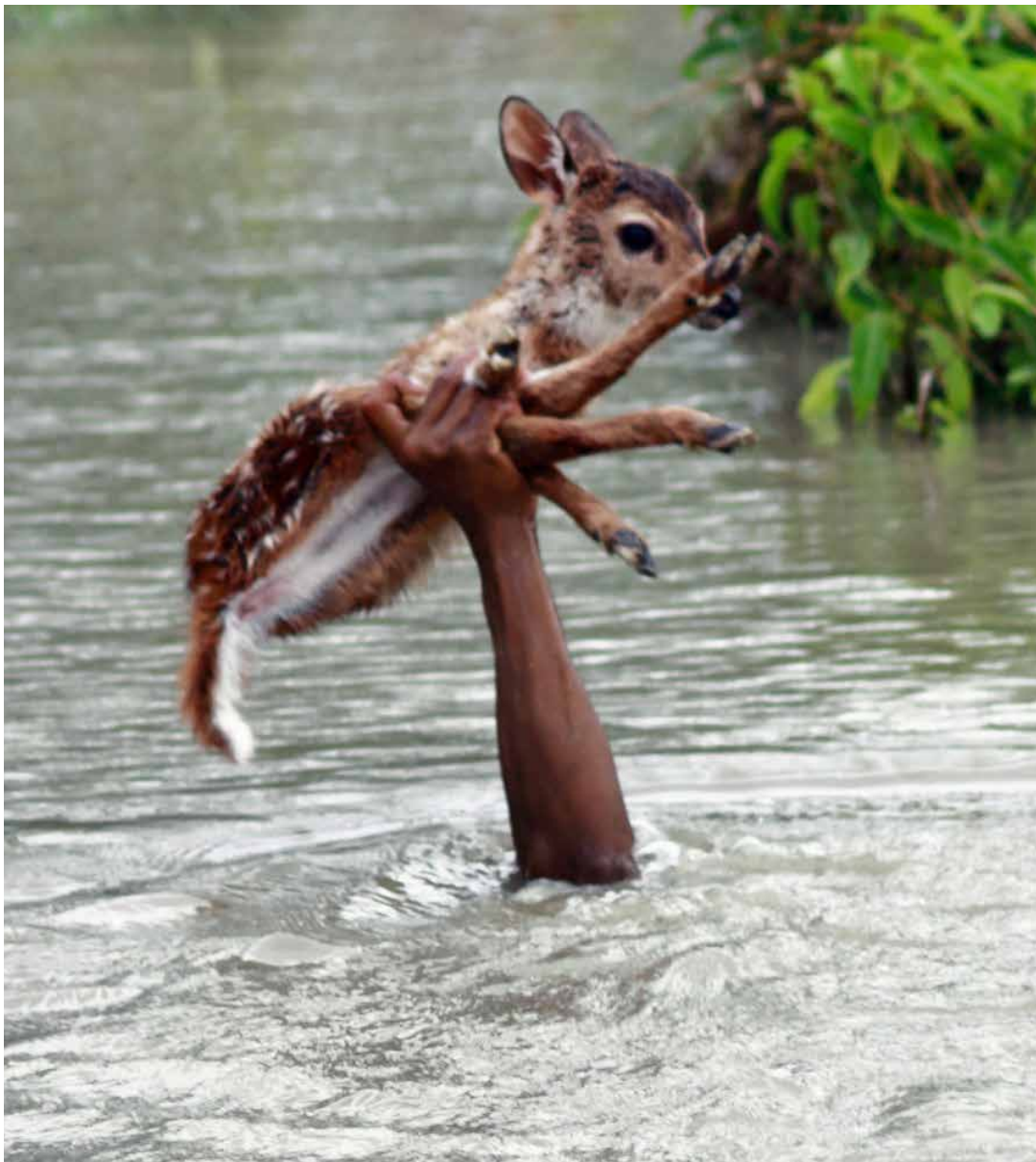
in die Wassermassen, schwimmt zu dem Hirschbaby, packt es und geht unter. Nur die Hand, in der er das paralysierte kleine Wesen hält, ragt noch aus den Fluten. Nach einiger Zeit taucht Belal wieder auf und kann sich und seinen Schützling schliesslich ans Ufer retten. Dort

werden die beiden mit lautem Jubel von Menschen aus der Umgebung empfangen. Der kleine Hirsch wird zurück zu seinen Eltern gebracht. Ein Happy End wie aus einer Disney-Filmproduktion.

Derartige Szenen (diese hat sich in Noakhali, im Südosten von Bangladesch, abgespielt) erscheinen vor dem Hintergrund des millionenfachen Gemetzels in den Schlachthöfen und Laboratorien, das im fortgeschrittenen Kapitalismus tagtäglich routinemässig vollzogen wird, nicht nur unwirklich – sie muten geradezu absurd an. Besonders an Orten, wo «die Leute» gewöhnlich «ganz andere Probleme» haben, als sich um Tiere zu sorgen, so das gängige Klischee über die BewohnerInnen der Armenhäuser dieser Welt. Doch Tag für Tag zeigen Menschen überall, bis hinein in die dunkelsten Winkel der Zivilisation, immer wieder spontan Mitgefühl gegenüber Tieren in Not und helfen ihnen – uneigennützig. Dieser Widerspruch zum rücksichtslosen Bestehenden verdient eine nähere Betrachtung

Der Krieg um das Mitleid In dem Aufsatz *Das Tier, welch ein Wort!* von Jacques Derrida finden sich einige bemerkenswerte Sätze: «Zwei Jahrhunderte, auf die ich mich beziehe, um vor ihrem Hintergrund unsere eigene Gegenwart zu situieren, sind zwei Jahrhunderte eines ungleichen Kampfes, eines Krieges, dessen Ungleichgewicht sich eines Tages verlagern könnte: zwischen jenen, die nicht nur bloss dem tierischen Leben, sondern noch jenem Gefühl des Mitleides Gewalt antun, und jenen anderen, die sich auf das unwiderlegliche Zeugnis jenes Mitgefühls berufen. Es ist ein Krieg, der um das Mitleid entbrannt ist. Dieser Krieg hat ohne Zweifel kein Alter, aber, und so lautet meine Hypothese, er ist in eine kritische Phase eingetreten und wir mit ihm.»

Die von Derrida genannten «zwei Jahrhunderte» sind die Zeit, die Menschen und Tiere bereits unter der Knute des Kapitalismus leben und leiden. ApologetInnen der marxistischen Weltanschauung, der gemäss die Geschichte der Menschheit die Geschichte der Herrschaft des Menschen über den Menschen und permanenter Klassenkämpfe ist, mag Derridas These



befremden. Betrachtet man aber die DNA des Mitleids, dann findet man einen historisch-materialistischen Wahrheitskern in seiner Aussage.

«**Weh spricht: Vergeh!**» Der Philosoph Mirko Wischke reflektiert im Rahmen seiner Überlegungen zu Theodor W. Adornos «Moral der Betroffenenheit» in Anlehnung an ein Diktum des Kritischen Theoretikers eine «Solidarität mit den quälbaren Körpern», der ein «mimetischer Impuls» innewohne. Der mimetische Impuls ist ein Trieb, eine motorische Reaktionsform, die einem körperlichen Spannungszustand entstammt, also eine an das Leibliche rückgebundene Gefühlsmotivation. Er «wird in den Momenten sichtbar, in denen das Subjekt sich <in angstloser Passivität der eigenen Erfahrung anvertraut> [Adorno]: im solidarischen Mitgefühl, wie es etwa ein Kind beim Anblick des stummen Leidens von Tieren empfindet; im einführenden Nachempfinden von Schmerzen», so Wischke.

Der mimetische Impuls ist somit auch eine Keimform des Sozialen, der gegenseitigen Hilfe und der Fürsorge (u.a. der Brutpflege). Ohne das gegenseitige Einfühlen und Nachahmen hätte sich gesellschaftliche Arbeit, durch die der Mensch sich selbst erschafft und humanisiert, nicht entwickeln können. Der mimetische Impuls ist Bedingung der Möglichkeit einer noch in weiter Ferne liegenden Gesellschaft der «Solidarität des Lebens überhaupt» (Max Horkheimer).

Der Drang, Leiden zu beseitigen, ist bereits in der Materie des quälbaren Körpers angelegt. «Aller Schmerz und alle Negativität, Motor des dialektischen Gedankens, sind die vielfach vermittelte, manchmal unkenntlich gewordene Gestalt von Physischem», schrieb Adorno in *Negative Dialektik*. «Alles Geistige ist modifizierter Impuls, und solche Modifikation der qualitative Umschlag in das, was nicht bloss ist.» Jede Schmerzerfahrung «meldet der Erkenntnis an, dass Leiden nicht sein, dass es anders werden solle. <Weh spricht: Vergeh!>» – sie ist die Schnittstelle zwischen dem Materialistischen und dem Kritischen, das nach einer anderen gesellschaftlichen Praxis verlangt.

Die Dialektik von mimetischem Impuls und Selbsterhaltungstrieb Dem mimetischen Impuls steht der Selbsterhaltungstrieb gegenüber. Dieser ist wie jener ein Naturmoment und unabdingbare Voraussetzung für die Zivilisation



Praktische Solidarität: AktivistInnen dringen zu einem Tiertransporter und versorgen die leidenden Tiere mit Wasser.

des Menschen, der sich mit Hilfe seines Selbstbehauptungstriebes von der Natur gelöst, sich ihr gegenüber behauptet, sie nach und nach beherrscht, schliesslich vollständig unterjocht hat. Dafür musste er im Laufe der Evolution seine mimetischen Impulse, mit denen er sich der Natur anschmiegt und sich ihr anpasst, brutal unterdrücken. Dieser Vorgang geschieht blind. Dem Menschen ist er nicht bewusst. Er tut es permanent und vergisst immer mehr, dass er selbst Natur und auch ein Tier ist. Dieser Vorgang ist nicht nur ein phylogenetischer. Er wiederholt sich in der individuellen Entwicklung jedes Menschen.

In der Moderne findet der Selbsterhaltungstrieb seine gesellschaftliche Übersetzung in instrumentelle Vernunft: Eine noch nicht zur Vernunft gekommene Vernunft, deren einziger Betriebszweck Zweckerfüllung ist – ein Organ, das ausschliesslich auf Beherrschen und nicht auf Verstehen programmiert ist, vorwiegend nur eine Ordnung der Dinge kennt und sie ideologisch als alle Vorgänge in Natur und Gesellschaft notwendig allein bestimmend begreift: Das Gesetz des Fressens und Gefressenwerdens oder des *bellum omnium contra omnes* (der Krieg aller gegen alle), der subkutane kategorische Imperativ des Kapitalismus.

Aber nicht nur der Selbsterhaltungstrieb sinkt immer wieder zurück in den Abgrund blinder Natur. Unter der Fuchtel einer im Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit verharrenden Ökonomie (die mit dem Neoliberalismus totalitäre Züge annimmt und kein Aussen und kein Anderes mehr zulässt) erfährt der mimetische

Impuls nur schwer Entfaltung zu vernünftigen sozialen und moralischen Verhaltensweisen, sondern regressive Momente brechen sich Bahn: «Wer jemals eine nationalsozialistische Versammlung in Deutschland besucht hat», schrieb Max Horkheimer in seiner *Kritik der instrumentellen Vernunft*, «weiss, dass die Redner und die Zuhörer ihr Hauptvergnügen daran hatten, gesellschaftlich unterdrückte mimetische Triebe zu betätigen, wenn auch nur, indem sie <rassistische Feinde> lächerlich machten und angriffen, die angeklagt waren, in unverschämter Weise ihre eigenen mimetischen Gewohnheiten zur Schau zu stellen».

Selbsterhaltungstrieb und mimetischer Impuls sind also dialektisch. Ihre Unterdrückung und Leugnung halten die Hintertür zur Barbarei unweigerlich einen Spalt offen. Als bewusste und vom Subjekt eingedachte, nicht mehr blinde Naturmomente sind sie ein Treibstoff für die Lokomotive der Geschichte.

Mitleid allein ist zu wenig Als Vorform der Empathie, die sich in der Negativität von Herrschaft, unter der die überwältigende Mehrheit der Menschen und die Tiere zu leiden haben, als Mitleid äussert, kann sich der mimetische Impuls zum Antidot gegen Gewalt und Grausamkeit entwickeln. Der bedeutendste Mitleidsphilosoph Arthur Schopenhauer hat das Mitleid als intuitive Erkenntnis fremden Leidens und höchste Form der Aufhebung der Trennung zwischen dem Ich und dem Anderen definiert, die das Ego des blinden Selbsterhaltungstriebes in die Schranken weisen.

Im Gegensatz zu den bürgerlichen PrinzipienphilosophInnen, die unter Missachtung der hierarchischen Klassenstruktur der Gesellschaft starre Regelwerke mit positiven Verhaltensnormen vorlegten, die für alle gleich gelten, obwohl nicht alle unter gleichen ökonomischen und sozialen Bedingungen leben, bestimmte die Kritische Theorie moralisches Handeln nur negativ als ein Handeln, das alles unterlässt, was Leiden – im Sinne von verhinderbarem Unrecht – verursachen könnte.

Mitleid allein verändert nichts. Nietzsche hatte nicht Unrecht, als er es als «Sklavenmoral» be-

AUS MAX HORKHEIMER: MATERIALISMUS UND MORAL

«Die Solidarität der Menschen ist jedoch ein Teil der Solidarität des Lebens überhaupt. Der Fortschritt in der Verwirklichung jener wird auch den Sinn für diese stärken. Die Tiere bedürfen des Menschen. Es ist die Ehre der Schopenhauerschen Philosophie, dass sie die Einheit von uns und ihnen ganz ins Licht gerückt hat. Die grös-

seren Gaben des Menschen, vor allem die Vernunft, heben die Gemeinschaft, die er mit den Tieren fühlt, durchaus nicht auf. Die Züge des Menschen haben zwar eine besondere Prägung, aber die Verwandtschaft seines Glücks und Elends mit dem Leben der Tiere ist offenbar.»



TeilnehmerInnen einer Demonstration stürmen eine Versuchstierzucht und befreien einen Beagle.

zeichnete, die das Elend nur verdoppelt und keinen aktiven und offensiven Widerstand leistet. Ausserdem kann Mitleid sehr ungerecht sein, den UnterdrückterInnen und AusbeuterInnen statt den Unterdrückten und Ausbeuteten zukommen – vor allem in der modernen Mediengesellschaft, in der die Armen, Schwachen und Geknechteten stets im Dunkeln und die Mächtigen, Reichen und Schönen stets im Rampenlicht stehen. Der Kapitalismus hat mit der Kulturindustrie eine ausgeklügelte Apparatur der Massenmanipulation hervorgebracht, die unsere Gefühle schamlos ausbeutet, unter den herrschenden Bedingungen nicht auslebbarer Liebe, Schmerz und Trauer der Menschen kanalisiert, ihnen beim verordneten Konsum von standardisiertem Kitsch generös die Lizenz zum Weinen gibt, aber ihr Elend und seine wahren Ursachen tröstend verhüllt. Niemand wusste das besser als die Kritischen Theoretiker, die nicht Marxisten gewesen wären, wenn sie sich blind einer Haltung anvertrauen hätten, die von inhumanen Verhältnissen gezeitigt wird. Das Mitleid «bestätigt die Regel der Unmenschlichkeit durch die Ausnahme, die es praktiziert» (Adorno). Der Marxismus aber zielt auf Verhältnisse, die kein gesellschaftliches Unrecht produzieren, das Mitleid erfordert.

Die Entfaltung einer wahrhaft revolutionären Moral, die dem mimetischen Impuls entspringt, uns zum Mitleid mit denen bewegt, die Leiden ausgesetzt sind, und uns antreibt, das Leiden zu beseitigen, muss ebenso mit einer fundamentalen Gesellschafts- und Ideologiekritik wie mit dem Aufbau politischer Schlagkraft entwickelnder Organisationsstrukturen einhergehen. Ohne das Korsett kritischer Theorie bleibt das Mitgefühl halt- und richtungslos – ohne wirksame widerständische Praxis bleibt es

zahnlos. Die Klassenherrschaft, die das Leiden produziert, muss konsequent angegriffen werden. Denn, wie Engels es formulierte, eine «über den Klassengegensätzen und über der Erinnerung an sie stehende, wirklich menschliche Moral wird erst möglich auf einer Gesellschaftsstufe, die den Klassengegensatz nicht nur überwunden, sondern auch für die Praxis des Lebens vergessen hat».

Die Diktatur des Vulgärdarwinismus Das Problem heute – in blinder Naturbeherrschung stagnierende und damit vorerst misslungene Zivilisation – ist, dass deren regressiven Momente zur Ideologie erhoben werden und der «individuelle Selbsterhaltungstrieb» als das «allein Entscheidende im Menschen» begriffen und zur nahezu allein herrschenden Moral erhoben wird, wie der Ökonom und Kritische Theoretiker Friedrich Pollock beklagte. Die Gesellschaft im fortgeschrittenen Kapitalismus hat sich offenbar so weit von der Agenda der Emanzipation und Aufklärung entfernt, «dass man für das eigentlich Menschliche, das heisst, alles, was sich erst unter besseren Bedingungen entwickeln kann», einer Begründung und Rechtfertigung bedarf.

Das moralische (Mit-)Gefühl wird anästhesiert und kaum mehr in Solidarität übersetzt. Herausgebildet hat sich ein omnipräsenter Vulgärdarwinismus, der uns die Regeln des Zusammenlebens diktiert. Er strebt nach der Verabschiedung von jeder Hoffnung auf eine freie Vernunft und nach vollständiger Anpassung an das, was die instrumentelle Vernunft als «natürliche Hierarchie» anerkennt (ein System, dessen Prinzipien sich nicht selten zum Faschismus verdichten). Camouffiert mit dem Begriff der «freien Konkurrenz» und des «freien

Marktes» zementiert er die Klassenstruktur der Gesellschaft, segnet die Drangsalierungen der Lohnarbeit, die imperialistischen Kriege und Raub- und Plünderungsfeldzüge in den letzten natürlichen Lebensräumen. Vulgärdarwinismus steckt in der Metapher von dem «Boot», das angeblich «voll» ist, mit der eine mörderische Realität gerechtfertigt wird, die jährlich Tausende im Mittelmeer ertrinken lässt. Er steckt in der Dämonisierung jeglichen Kollektivs und der Solidargemeinschaft, hinter der Lobpreisung des oftmals als «Individualismus» verklärten Egoismus und der Verkümmern des Menschen zur Geldmonade.

Der Mensch, der wir sein könnten Im Bann dessen, was Friedrich Pollock «verkehrte Metaphysik» nannte, die den kapitalistischen Gesellschaftsbau wie ein Nebelschleier umwölkt und «voraussetzt, dass die bürgerliche Welt, in der jeder nur für sich sorgen kann, die natürliche ist, und dass deshalb jedes andere Verhalten einer Begründung bedarf», wird die Sorge um die Alten, Kranken und Schwachen als «falsche Sentimentalität» diskreditiert. Geradezu des Hochverrats an der Zivilisation der verwalteten Welt wird angeklagt, wer Tieren, die in den Schlachtstrassen sogar noch in langen Schlangen anstehen müssen, um einen qualvollen Tod zu bekommen, Mitgefühl entgegenbringt. «Es gehört zum Mechanismus der Herrschaft, die Erkenntnis des Leidens, das sie produziert, zu verbieten» (Adorno). Gleiches gilt für das Mitleid.

Daher können die ProfiteurInnen der Unrechtsverhältnisse und deren verblendete TellerleckerInnen auch nur verächtlich mit dem Kopf schütteln über Belal – den «dummen Jungen» aus Bangladesch, der sogar sein eigenes Leben einsetzte, um ein Hirschkälbchen aus den Fluten zu retten. All jene, die sich nicht in kaltem Zynismus üben, noch nicht in der eigenen bürgerlichen Kälte erstarrt sind, aber auch nicht ausbrechen wollen, begnügen sich damit, das «wundersame Kind» nicht ohne Sympathie zu bestaunen; sie begegnen ihm wie der «dritten Art» – dem ganz Anderen. Revolutionäre und Revolutionärinnen hingegen fühlen sich ihm verbunden. Sie begreifen den Impuls, dem er folgte, als emotionalen Zündstoff für die Sprengung des Klassengesellschaftsbaus, verknüpfen ihn mit antikapitalistischer Politik auf Basis des Historischen Materialismus und lassen sie in einer Solidarität mit den quälbaren Körpern wirkmächtig werden. Sie wissen, Belal ist wesentlich einfach nur der Mensch, der wir alle sein könnten in einer Gesellschaft, deren Erschaffung wir nicht mehr aufschieben dürfen. Derrida hatte recht: Der Krieg um das Mitleid ist in eine kritische Phase eingetreten und wird mit ihm.

— **Susann Witt-Stahl** ist freie Journalistin und Autorin. Sie berichtet für Tageszeitungen und Magazine u.a. über internationale Krisen, beispielsweise aus dem Nahen Osten und der Ukraine.

VON PFLANZEN, TIEREN UND SENTIMENTALITÄT

Nietzsche fragt: «Giebt es etwas Ekelhafteres, als die Sentimentalität gegen Pflanzen und Thiere, von Seiten eines Geschöpfes, das wie der wüthendste Feind von Anbeginn unter ihnen gehaust hat und zuletzt bei seinen geschwächten und verstümmelten Opfern gar noch auf zärtliche Gefühle Anspruch erhebt!» Nietzsches Frage ist mehrdimensioniert. Die sich aufdrängende Antwort ist, dass es in der menschlichen Gesellschaft durchaus mehr als genug Erscheinungen gibt, die ekelhafter sind als das, worauf sich Nietzsche bezieht. Nicht eindeutig ist indes, ob besagte Erscheinungen nicht eng, wenn auch indirekt, mit dem zusammenhängen, worauf Nietzsches Frage zielt. Man bedenke, dass Horkheimers und Adornos These über die sich durch die gesamte menschliche Zivilisation ziehende Dialektik der Aufklärung in der Annahme eines inneren Zusammenhangs zwischen der äusseren Naturbeherrschung durch den Menschen und der Beherrschung seiner inneren Natur wie der des Menschen durch den Menschen fusst. Nicht ausgeschlossen, dass Nietzsche – der bekanntlich die «Verhaustierung» des Menschen verabscheute – auf einen ähnlichen menschlichen Zusammenhang verwies, als er von «Pflanzen und Thieren» sprach. Andererseits – wer weiss: Es war ein geschlagenes Pferd, das ihn – am Beginn seiner tragischen Reise in den Wahnsinn – veranlasste, in hemmungsloses Weinen auszubrechen und voller Erbarmen das gequälte Tier zu umarmen.

Aber vielleicht ist es gerade die Tatsache, dass man «wie der wüthendste Feind von Anbeginn unter ihnen gehaust hat», die bewirkt, dass man jene Sentimentalität an den Tag legt, vor der Nietzsche seinen Abscheu empfand. Denn in der Sentimentalität widerspiegelt sich ja auch das schlechte Gewissen darüber, dass

man die Kreatur gequält hat (bzw. – wie der Philosoph Nietzsche – das Mitleid mit der gequälten Kreatur eliminiert wissen wollte). In der Sentimentalität wie auch im Weinen angesichts erfahrenen Leids kodiert sich performativ jenes Verlangen nach der Wiedergutmachung dessen, was nicht mehr wiedergutmacht werden kann. Man bereut – moralisch, schluchzend oder eben sentimental – das, woran man, gesamtzivilisatorisch betrachtet, unwiderruflich teilgehabt hat. Aber es lässt sich eben nicht eliminieren, was nun einmal stattgefunden hat. Das ist es ja, was das Entsetzen auf dem Gesicht von Walter Benjamins Engel der Geschichte auslöst: Er weiss um die fortwährende Katastrophe der Zivilisationsgeschichte, möchte die in ihr angehäuften Trümmer zusammenfügen, kann es aber nicht mehr. Nur die Erinnerung dessen, was geschehen ist, nur das Nichtvergessen ist ihm geblieben. Und selbst das ist durch Zeitabstand und räumliche Distanz bedroht. Und doch: Der Anspruch «auf zärtliche Gefühle», den Nietzsche angewidert abfertigt, wie denn komplementär dazu die sehnsüchtige Bestrebung, dass Verbrochenes wiedergutmacht werde, birgt in sich auch die wie immer fahle Hoffnung, dass sich dereinst alles wenden und die «Sentimentalität gegen Pflanzen und Thiere» verüberflüssigt haben werde.

— **Moshe Zuckermann** ist Soziologe und Professor für Geschichte und Philosophie an der Universität Tel Aviv. Zuletzt erschien von ihm das Buch *Israels Schicksal. Wie der Zionismus seinen Untergang betreibt*.

Nietzsches Pferd aus Béla Tarrs meisterlichem Film «A torinói ló».



Das Schlachthaus Europas

Die ökonomische Struktur der deutschen Fleischindustrie und die Strategien der Fleisch-KapitalistInnen bestimmen die Ausbeutung der Tiere in der gesamten Europäischen Union.



Die deutsche Fleischindustrie ist das Herz der Terausbeutungsindustrie in der Bundesrepublik Deutschland (BRD) und der Europäischen Union (EU). Die EigentümerInnen der Schlachthöfe und Fleischverarbeitungsunternehmen sowie ihre VasalInnen in den Führungsetagen von Konzernen wie *Tönnies*, *Vion*, *Westfleisch* und *PHW* sind die grössten Triebkräfte hinter der Tötung von jährlich hunderten Millionen Lebewesen. KapitalistInnen wie Clemens Tönnies, Michiel Herkemij, Carsten Schruck oder Paul-Heinz Wesjohann verdienen damit Jahr für Jahr Milliarden. Die enorm gewachsenen Gewinne der deutschen Fleischindustrie in den letzten 15 Jahren gründen nicht nur darauf, dass Schweine, Rinder, Hühner usw. dem schnöden Mammon geopfert werden. Sie sind insbesondere das Resultat eines strategischen Projekts, mit dem die Fleischbarone die Struktur ihrer Industrie transformiert haben. Dessen Eckpfeiler sind die Neoliberalisierung der Beziehungen zwischen Lohnarbeit und Kapital im Betrieb, die Exportorientierung der Produktion und die Oligopolisierung des Fleischmarkts sowie die Einbindung des deutschen Staates zur Exportförderung. Mit dieser strategischen Ausrichtung trotz der Teil des deutschen Industriekapitals, der mit der Schlachtung und Verarbeitung von Tieren seinen Reibach macht, sogar erfolgreich der seit Jahren anhaltenden Wirtschaftskrise.

Die deutsche Fleischindustrie In Deutschland existieren in der Fleischindustrie 550 Betriebe mit jeweils mindestens 50 ArbeiterInnen. In

125 von ihnen werden Tiere mit Ausnahme von Geflügel geschlachtet. 39 sind in der Geflügelfleischproduktion aktiv und 386 zählen zur fleischverarbeitenden Industrie.

Diese Unternehmen bilden den Kern der Terausbeutungsindustrie in der BRD. Sie liefern die Waren für die Weiterverarbeitung und den Handel mit Tierwaren, bilden die Voraussetzung für den gewinnbringenden Betrieb von Mastanlagen sowie die Produktion von Futtermitteln und sie mindern die Produktionskosten z. B. für die Milch- und Eierindustrie. Zudem sind die Gewinnmargen in der Fleischindustrie höher als in allen anderen Bereichen, in denen mit Tieren Geschäfte gemacht werden. Sie ist laut der jüngsten statistischen Erhebung der *Bundesvereinigung der Deutschen Ernährungsindustrie (BVE)* mit einem Anteil von 23,3 Prozent des jährlichen Gesamtumsatzes (2013) die grösste Branche des insgesamt viertgrössten Zweigs des Industriekapitals, der Ernährungsindustrie, in der Bundesrepublik. Mit knapp 40 Milliarden Euro erreichte sie im Jahr 2013 einen neuen Rekordumsatz.

Die Schweinefleischproduktion ist die ökonomisch profitträchtigste der drei grossen Branchen, während die Rindfleisch- und Geflügelfleischproduktion nahezu gleichauf sind. Gleichzeitig wird quantitativ am meisten Schweinefleisch produziert. Die deutschen Unternehmen schlachteten 2013 über 60 Millionen Schweine und sind damit die führenden Schweinefleischhersteller Europas. Weltweit werden sie nur von ihren Pendanten in China und den USA in den Schatten gestellt. Mit über 3,5 Millionen

ermordeten Rindern rangieren die deutschen RindfleischproduzentInnen hinter der französischen Konkurrenz auf Platz zwei. Im dritten grossen Sektor der Fleischerzeugung, der Geflügelfleischproduktion, liegen die deutschen Konzerne gleichauf mit den britischen und hinter den französischen auf Platz zwei in der EU. Jährlich werden allein in der BRD über 700 Millionen Hühner, Enten, Gänse usw. um ihr Leben gebracht. Deutschland ist also, wie der Journalist Johannes Schulten prononciert schrieb, «der Schlachthof Europas».

Kapital und Arbeit in der Fleischindustrie – neoliberaler Kapitalismus pur In der deutschen Fleischindustrie sind im europaweiten Vergleich die meisten ArbeiterInnen beschäftigt. Gemäss den Angaben des *Statistischen Bundesamts (SBA)* arbeiteten im Jahr 2013 in den genannten 550 Betrieben 82.440 KollegInnen, Tendenz leicht sinkend. Die Umsätze stiegen zwischen den Jahren 2000 und 2013 um fast 100 Prozent, während die Anzahl der Beschäftigten beständig zurückging. Die Daten des *SBA* sowie die Geschäftsberichte der führenden Unternehmen ergeben zweifellos, dass die Produktivität der Fleischproduktion in den vergangenen zehn Jahren enorm gestiegen und die Lohnquote gleichzeitig gefallen ist.

Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, dass das industrielle Kapital in der deutschen Fleischindustrie besonders vom Neoliberalisierungsschub der rot-grünen Bundesregierung und der Regierungen in der Europäischen Union profitiert hat. Im Zuge der Deregulierung und

Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse haben die Fleisch-MagnatInnen die Beziehungen in den Betrieben nachhaltig umstrukturiert: Laut einer Studie der gewerkschaftsnahen *Hans-Böckler-Stiftung (HBS)* sind insbesondere seit Anfang des neuen Jahrhunderts die Stammbelgschaften durch NiedriglöhnerInnen ersetzt worden. Die Fleisch-Bosse beschäftigen seitdem grösstenteils Leih- und WerksarbeiterInnen, die häufig aus Osteuropa stammen und in der BRD zu Hungerlöhnen zwischen drei und fünf Euro pro Stunde schufteten. Zugleich halten sie sich für qualifizierte Tätigkeiten nur noch eine kleine Stammbelgschaft. Die zuständige *Gewerkschaft Nahrung-Genuss-Gaststätten (NGG)* schreibt in ihrem *Branchenbericht 2011*, dass nach ihren eigenen Schätzungen bei *Tönnies* zehn, bei *Vion* 50 und bei *Westfleisch* wiederum nur zehn Prozent der Beschäftigten einen festen Arbeitsplatz haben. Genaue Angaben lägen nicht vor, weil die Firmenleitungen diese geheim hielten. Der weitaus grösste Teil der KollegInnen in den Betrieben ist nicht sozialversicherungspflichtig beschäftigt und hat nahezu keine klassischen ArbeiterInnenrechte mehr, wie die Beispiele der drei führenden Konzerne anschaulich belegen. Da die ArbeiterInnenschaft in den Betrieben der Fleischindustrie intern entsprechend in verschiedene Gruppen hoch fragmentiert ist, können die Firmenchefs die KollegInnen leichter gegeneinander ausspielen, während es diesen kaum gelingt, sich kollektiv entlang ihrer gemeinsamen Interessen zu organisieren. Die NGG macht nur ungenaue Angaben dazu, wie viele KollegInnen in der Fleischindustrie überhaupt Gewerkschaftsmitglieder sind. Die AutorInnen der HBS-Studie hingegen konstatieren, dass «der Anteil gewerkschaftlich organisierter Beschäftigter relativ gering ist». Darüber hinaus besitzen überhaupt nur rund 30 Prozent der Betriebe in der Fleischindustrie eine Tarifbindung. Die restlichen 70 Prozent müssten sich also gar nicht an Tarifverträge halten, selbst wenn welche abgeschlossen würden.

Exportgetriebene Akkumulation Bis zur Jahrtausendwende haben in der BRD die Fleischwaren-Importe die Exporte deutlich überschritten. Aber seitdem hat sich das Verhältnis von Import und Export um 180 Grad gedreht. Spätestens mit der Sättigung des Fleisch- und Geflügelmarktes im Jahr 2005 hat sich der Export zum wesentlichen Wachstumsmotor insbesondere der grossen Fleischkonzerne entwickelt. Zwar produziert die deutsche Fleischindustrie noch für den nationalen Markt und die Basis ihrer Profite liegt im Inland. Die Wachstums- und entsprechend die neuen Gewinnpotentiale werden aber im Ausland verortet. Im letzten *Agrarpolitischen Bericht der Bundesregierung* aus dem Jahr 2011 heisst es z. B., dass mit der Marktsättigung im Inland «auch die Bedeutung ausländischer Märkte für deutsche Erzeuger und die Notwendigkeit von Exporten zugenommen» habe.

Der Branchenprimus, die *Tönnies-Gruppe*, erwirtschaftete im Jahr 2013 beispielsweise bereits 55 Prozent seiner Umsätze durch den Fleischexport in andere Staaten. Bei *Vion* sind es 32 und bei *Westfleisch* 42 Prozent, Tendenz steigend. Neben den dänischen Unternehmen sind die deutschen die führenden Exporteure von Schweinefleisch in der EU. Insgesamt beträgt der Anteil von Schweinefleisch zwei Drittel der Exporte. Rind- und Geflügelfleisch belaufen sich auf jeweils ein Sechstel der Fleischwaren, die Deutschland verlassen.

Fleischwaren im Wert von 9 Milliarden Euro bilden unter den Agrarexporten laut der Bundesregierung mit einem Anteil von 14,9 Prozent die grösste Teilmenge. Die deutschen Fleisch-Exporte sind allein zwischen 2005 und 2010 um 60 Prozent angestiegen. Knapp 25 Prozent der gesamten Fleischproduktion in der BRD ist für den Export bestimmt. Die Fleischausfuhren machen immerhin knapp 1 Prozent aller deutschen Exporte aus. Laut Gerd Müller, von 2005 bis 2013 Parlamentarischer Staatssekretär im damaligen *Bundesministerium für Ernährung,*

Landwirtschaft und Verbraucherschutz (BMELV), gegenwärtig Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung und seit 1994 Bundestagsabgeordneter für die bayrische CSU, trägt die deutsche Fleischwirtschaft damit «in nicht unerheblichem Umfang zum Exporterfolg der deutschen Wirtschaft insgesamt bei».

In Deutschland produziertes Fleisch wird in über 100 Länder geliefert. Den bedeutendsten Absatzmarkt bilden die Mitgliedsstaaten der EU, in die über 80 Prozent der Fleischexporte ausgeführt werden. Der wichtigste Markt ausserhalb der EU ist bislang der russische. Von hervorgehobener Bedeutung für die zukünftige Ausdehnung der Ausfuhren ist die Öffnung diverser asiatischer Märkte. Es zeichnet sich bereits jetzt ab, dass in den nächsten Jahren allmählich relativ mehr in Drittstaaten und weniger in die EU ausgeführt werden wird.

Die Herrschaft des Oligopols Dem faktenreichen alljährlichen Ranking der *allgemeinen fleischer zeitung* ist zu entnehmen, dass einige wenige Konzerne die gesamte Fleischproduktion und den Markt für Fleischwaren in der Bundesrepublik dominieren. Die Schweinefleischproduktion wird bestimmt von drei grossen Unternehmen, von denen die *Tönnies-Gruppe* mit deutlichem Abstand an erste Stelle steht. Die drei Marktführer *Tönnies*, *Vion* und *Westfleisch* haben zusammen einen Marktanteil von über 55 Prozent. *Vion* ist zugleich mit Abstand der grösste Rinderfleischhersteller, gefolgt von *Tönnies* und *Westfleisch*. In der Geflügelproduktion hat die *PHW-Gruppe* de facto ein Monopol inne.

Insgesamt sind die Top 10 der Fleischindustrie nicht nur schneller als der Durchschnitt der Unternehmen gewachsen. Zwischen 2004 und 2011 konnten sie ihren Marktanteil sogar um 16 Prozentpunkte von 59 auf 75 Prozent ausdehnen. Allein die drei führenden Unternehmen haben ihren Marktanteil im gleichen Zeitraum von 43 auf 54 Prozent ausgeweitet. Dabei setzen *Tönnies* und *Westfleisch* auf Ausdehnung der Produktion und die Übernahme anderer Unternehmen, während *Vion* versucht, der Konkurrenz dadurch zu trotzen, dass es alle Teile des Unternehmens verkauft, die nicht zum Kernbereich zählen. Die *Gewerkschaft NGG*, WissenschafterInnen, FabrikantInnen und Unternehmerverbände sowie die Fachpresse stimmen darin überein, dass sich der Konzentrations- und Zentralisationsprozess der vergangenen Jahre weiter fortsetzen wird. Aus Umfragen geht hervor, dass vor allem die führenden Unternehmen weitere Investitionen in die Ausweitung der Produktion und in die Übernahme anderer Firmen planen. Ferner nehmen VertreterInnen des Mittelstands an, dass die Zahl der mittelständischen Betriebe weiter abnimmt.

Der willige Helfer – der deutsche Staat Das deutsche Kapital in der Fleischindustrie ist keineswegs nur auf sich selbst angewiesen. Wie zahlreiche Anfragen im Deutschen Bundestag



sowie Berichte der Bundesregierung untermauern, geht der deutsche Staat dem Kapital zur Hand. Kaum überraschend sticht das *Bundesministerium für Landwirtschaft und Ernährung* (BMLE; früher BMLEV) als besonders aktiver Staatsapparat hervor.

Der ehemalige Parlamentarische Staatssekretär im BMLEV, Gerd Müller, sagte beim Eröffnungsempfang der Jahrestagung 2012 des *Verbands der Fleischwirtschaft* (VFD) und des *Bundesverbands der Deutschen Fleischwarenindustrie* (BVDF) frank und frei, auf welche Arbeit sich das Ministerium konzentriert: Zum einen kümmern sich die BeamtInnen «um die Überwindung sogenannter nichttarifärer Handelshemmnisse im phytosanitären oder veterinärrechtlichen Bereich». Zum anderen «fördert das BMELV aktiv die Exportanstrengungen der Wirtschaft».

Im Rahmen von Projekten finanziert das BMLE z.B. Massnahmen zur Beobachtung der Medienlandschaft in Staaten, die als potentielle Absatzmärkte gelten, oder Initiativen zur Werbung und Kontaktaufnahme sowie zur Erkundung und Öffnung von Märkten, etwa in Form bilateraler Veterinärabkommen. Es gelang beispielsweise, die Märkte Japans, Südkoreas und Chinas für deutsche Fleischexporte zu öffnen. Die unterschiedlichen Anstrengungen werden gebündelt auch von der «gemeinsam getragenen Exportförderungsorganisation der deutschen Fleischwirtschaft», der *German Meat GmbH*, geleistet, in der «sich Unternehmen und Organisationen aus allen Stufen der Fleischverarbeitung zusammengeschlossen» haben. Gefördert wird der Zusammenschluss – vom BMLE.

Das Schlachten beenden? Progressive Bewegungen, die Mensch und Tier vor Ausbeutung und Gewalt schützen wollen, müssen sich unweigerlich der unheimlich-systematischen politischen Ökonomie des Fleisch-Kapitals stellen. Es geht kein Weg daran vorbei, den Herkemijs, Westjohanns und Co den wirtschaftlichen Zweck des Schlachtens zu nehmen, um es zu beenden.

— Christian Stache

Ein tierisches Geschäft Die Schweizer Fleischindustrie

Die Schweizer Fleischindustrie besitzt zwar nicht dieselbe internationale Relevanz wie ihr deutsches, brasilianisches oder nordamerikanisches Pendant. Den heimischen Markt dominiert sie dennoch. 80 Prozent des in der Schweiz verkauften Fleisches stammen aus der hiesigen Produktion von Unternehmen wie *Coop* und *Migros*. Sie machen damit ein Milliarden-geschäft auf dem Buckel schlecht bezahlter LohnarbeiterInnen und mit dem Tod von Millionen von Tieren.

Die Produktion und Verarbeitung von Fleisch ist mit einem Umsatzanteil von mehr als 15 Prozent am Total der Schweizer Nahrungsmittelindustrie eine ihrer stärksten Subbranchen. Pro Jahr werden in der Schweiz insgesamt ca. 9,7 Mrd. Franken mit Fleisch und Fleischwaren umgesetzt, wie der Direktor des *Schweizer Fleisch Fachverbandes* (SFF), Ruedi Hadorn, im März 2014 in der deutschen Fachzeitschrift *Fleischwirtschaft* schrieb. Gemäss der Branchenorganisation *Proviande* – der Organisation von Produzenten, Verarbeitern und Handel – wurden 2012 in der Schweiz fast eine halbe Million Tonnen Fleisch produziert, davon stammte über die Hälfte von Schweinen. Mehr als 62 Mio. tierische Individuen (inklusive Geflügel) müssen jährlich für die Fleischproduktion ihr Leben lassen.

In der gesamten fleischverarbeitenden Branche arbeiten nach Angaben von *Proviande* ca. 23 000 Personen. Laut der Betriebszählung 2012 des *Bundesamts für Statistik* gibt es 564 schlachtende und fleischverarbeitende Betriebe. Rund zwei Drittel der Beschäftigten arbeiten für die 46 mittleren und grösseren Betriebe mit jeweils

mindestens 50 Angestellten. 14 dieser Betriebe schlachten Tiere mit Ausnahme von Geflügel, drei schlachten Geflügel und 29 sind in der Verarbeitung von Fleisch tätig. *Proviande* schreibt, dass die 15 grössten Schlachtbetriebe der Schweiz im Moment rund 80 Prozent der gesamten Fleischmenge herstellen.

Detailhandelsriesen Coop und Migros dominieren Der führende Fleischproduzent und -verarbeiter der Schweiz ist die *Bell AG*, die zu zwei Dritteln der *Coop*-Gruppe gehört. *Bell* beschäftigte 2013 in der Schweiz und der EU 6606 Menschen und machte 2,62 Mrd. Franken Umsatz. Zusammen mit der *Micarna SA*, einem Unternehmen der *Migros*-Gruppe mit 2510 MitarbeiterInnen und einem Umsatz von 1,34 Mrd. Franken, erzielt sie laut *Proviande* rund 50 Prozent Marktanteil. Der drittgrösste Betrieb, die *Sutter AG*, die zur landwirtschaftlichen Genossenschaft *Fenaco* gehört, verarbeitete 2013 nach eigenen Angaben 14 Prozent des Schweizer Fleisches. Über 70 Prozent der Geflügelschlachtungen gehen aufs Konto von *Micarna* und *Bell*, bei den restlichen Schlachttieren sind es etwa

NAMING NAMES: WER PROFITIERT VON DER AUSBEUTUNG DER TIERE?



Joesley Mendonça Batista
JBS S.A.
Weltgrösste Schlachtkapazität
Umsatz : 38,7 Milliarden Dollar



Gregory R. Page
Cargill
22% Marktanteil bei Fleischprodukten in den USA
Umsatz: 32,5 Milliarden Dollar



Clemens Tönnies
Tönnies Fleischwerk
Branchenführer in Deutschland
Umsatz: 4,6 Milliarden Euro



Donnie Smith
Tyson Foods inc.
Weltgrösster Fleischhersteller
Umsatz : 33,3 Milliarden Dollar



Michiel Herkemij
Vion
Grösster Schweinefleischverarbeiter Europas
Umsatz: 13,3 Milliarden Dollar



Lorenz Wyss
Bell
Marktführender Fleischproduzent in der Schweiz
Umsatz: 2,6 Milliarden Franken

Quelle: *Fleischatlas 2014* der Heinrich Böll Stiftung. Die Umsatzzahlen beziehen sich auf die Lebensmittelumsätze der Konzerne.

50 Prozent. Aufgrund ihrer grossen Marktmacht standen die zwei Unternehmen schon verschiedentlich im Fokus der Wettbewerbskommission.

Die beiden grossen Detailhändler *Migros* und *Coop*, die bekannt sind für Firmenübernahmen, verdanken ihre dominante Marktstellung zu einem grossen Teil der Strategie der vertikalen Integration. Sie versuchen nicht nur den Verkauf, sondern auch die Produktion der zu verkaufenden Güter zu kontrollieren. Im Bereich Fleisch haben sie dazu eigene Produktionsbetriebe gegründet, vormalig öffentliche Schlachthöfe übernommen und konkurrierende Firmen und deren Produktionsstätten aufgekauft. Im Bereich Geflügel vollziehen sowohl *Bell* als auch *Micarna* heute die gesamte Wertschöpfung «vom Ei bis zum Teller», wie es in der Unternehmensbroschüre von *Micarna* heisst.

Zunehmende internationale Ausrichtung

Rund 20 Prozent des in der Schweiz konsumierten Fleisches werden importiert. Über die Hälfte davon ist Geflügelfleisch, das in erster Linie aus Brasilien und Deutschland stammt. Insgesamt kommen ca. 30 Prozent der Schweizer Fleischimporte aus Deutschland. Noch ist der Schweizer Fleischmarkt stark protektioniert, z.B. durch Importkontingente. Seit längerem gibt es aber Bestrebungen, ein bilaterales Freihandelsabkommen im Agrar- und Lebensmittelbereich mit der EU auszuhandeln. Nach Aussage des *SFF* werden diese Bemühungen durch die Annahme der «Masseneinwanderungsinitiative» 2014 bis auf weiteres blockiert. Dafür konnte im Juli 2013 ein Freihandelsabkommen mit der Volksrepublik China für Trockenfleisch und Schlachtnebenprodukte abgeschlossen werden.

Wie der Direktor des *SFF* in der *Fleischwirtschaft* ausführt, sind die Schweizer Produktionskosten in der Fleischindustrie im Vergleich zu den Nachbarländern aufgrund hoher Rohmaterial-, Arbeits- und Regulierungskosten fast doppelt so hoch. Darum werden nur rund drei Prozent des hier produzierten Fleisches exportiert, hauptsächlich in Form von Bündnerfleisch, einer Schweizer Trockenfleischspezialität. Die Schweizer Fleischindustrie ist also im Ausland wegen der hohen Preise nur sehr bedingt konkurrenzfähig. Da der Schweizer Fleischmarkt aber seit Jahren gesättigt ist, ist die internationale Orientierung für das weitere Wachstum der Unternehmen zentral. *Bell* hat deshalb in den letzten Jahren in Europa kräftig Unternehmen eingekauft, wie zum Beispiel den Schinkenhersteller *Abraham*, mit dem *Bell* im Bereich Rohschinken in Deutschland Marktführerin ist. Unterdessen arbeiten fast die Hälfte aller *Bell*-Angestellten in der EU. Noch beschränkt sich das Unternehmen im Ausland auf die Weiterverarbeitung von Fleischprodukten. Allerdings sprach CEO Lorenz Wyss 2012 in *Finanz und Wirtschaft* über Pläne, auch im Ausland einen Schlachtbetrieb zu kaufen, um nicht von den wenigen existierenden Betrieben abhängig zu sein.



Viele ungelernete und ausländische ArbeiterInnen Das Lohnniveau in der Schweizer Fleischbranche ist, analog zu anderen Branchen, höher als in den umliegenden Ländern. Der Grossteil der Arbeitsverhältnisse ist durch *Gesamtarbeitsverträge (GAV)* geschützt. Zum einen gibt es den für die ganze Schweiz verbindlichen *GAV für das Metzgereigewerbe*, der durch die Vertragspartner *SFF*, dem Arbeitgeberverband der fleischverarbeitenden Branche, und *Metzgerei-personalverband (MPV)*, ausgehandelt wird. Zum anderen werden, ebenfalls durch den *MPV*, *GAV* mit einzelnen Unternehmen abgeschlossen. Solche existieren auch für *Bell* und *Micarna*. Zudem werden LeiharbeiterInnen durch den *GAV Personalverleih* geschützt. In den Betriebsverträgen der Grossverteiler ist 2014 ein Mindestlohn für ungelernete Personal von 3800 Franken im Monat festgelegt – ein niedriger Lohn für Schweizer Verhältnisse. Im allgemeinen *GAV* gibt es gar keine Mindestlöhne für ungelernete ArbeitnehmerInnen.

Gemäss Auskunft des *MPV* sind ca. 60 Prozent der ArbeiterInnen in der Schweizer Fleischindustrie ungelernete. Die Branche klagt seit Jahren über einen Mangel an gut ausgebildeten Fachkräften, der durch den Zuzug von ausländischen Fachkräften aufgefangen werden soll. Der Anteil ausländischer Arbeitskräfte in der Schweizer Fleischindustrie ist schon seit dem Wirtschaftsboom der Nachkriegszeit hoch und hat den Zahlen des *BFS* zufolge stetig zugenommen. Im Zusammenhang mit der «Masseneinwanderungsinitiative» führte der *SFF* eine Erhebung bei den grössten Fleischverarbeitern durch, die gezeigt hat, dass rund 60 Prozent der

Arbeitenden in der Fleischbranche einen ausländischen Pass besitzen. Von ihnen sind rund 40 Prozent unqualifiziert.

Fleisch-Kampagne wird vom Bund mitfinanziert

Der Schweizer Staat unterstützte laut dem *Agrarbericht 2013* die Viehwirtschaft im Jahr 2012 mit insgesamt 90,8 Mio. Franken. An *Proviande*, die im Auftrag des Bundes Vollzugsaufgaben auf dem Schlachtvieh- und Fleischmarkt ausführt, wurden 6,5 Mio. Franken ausbezahlt. Darunter fällt auch die Absatzförderung von Fleischprodukten durch Marketing- und Kommunikationsmassnahmen, wie z.B. die Werbekampagne «Schweizer Fleisch – alles andere ist Beilage».

Internationale Entwicklungen im Kleinen

Die internationale und europäische Entwicklung der Fleischindustrie (siehe Artikel auf Seite 16), zeigt sich auch in der Schweiz – nur im Kleinen. In den Schlachtstrassen und an den Fliessbändern der Alpenrepublik arbeiten zu einem grossen Teil LohnarbeiterInnen aus dem Ausland zu niedrigen Löhnen. Die Marktmacht in der hiesigen Fleischindustrie konzentriert sich auf immer weniger und gleichzeitig grössere Unternehmen, denen der Staat trotz riesiger Gewinne sogar noch finanziell und politisch unter die Arme greift. Möglicherweise liegt in dieser relativ einheitlichen globalen Entwicklung der Fleischindustrie aber auch ein Ansatzpunkt für eine kollektive Praxis des Protests und Widerstands.



**KAPITALISTISCHE
TRUSTMAGNATEN**

**POLITISCHE
HANDLANGER**

KLEINBÜRGERTUM

GROSSGRUNDBESITZER

**MILITÄRISCHE
OFFIZIERE**

MEDIENMOGULE

ARBEITERARISTOKRATIE

PROLETARIAT



DER

WOLKENKRATZER

TIERRECHTSGRUPPE-ZH.CH

And R.k.

And R.k.

Vegan for Profit

Über «LOHAS-People» und grüne Wachstumsmärkte, Lifestyle-VeganerInnen und «radikale Bekehrer» – und warum Tierrechtsbewegte sich fragen sollten, wie der Kapitalismus eigentlich funktioniert.

Wer sich noch vor zehn Jahren für eine vegane Lebensweise entschloss, dem waren Spott und Argwohn sicher. VeganerInnen galten als zart besaitete Naivlinge, penetrante Müsli-MoralistInnen, VerzichtsethikerInnen und quengelige KostverächterInnen, die einem den Einkauf und den Restaurantbesuch vermiesen. Entsprechend Geistreiches bekamen Tierrechts- und Tierbefreiungsaktivisten bei Infoständen in den Fussgängerzonen zu hören. Die Zahl der Vegan-Versandshops und veganen Restaurants war überschaubar und manche Vegan-Produkte waren wirklich ungeniessbar. Und was «vegan» überhaupt heisst, das musste man in diversen WG-Küchen, Cafés und Restaurants erst mühsam erklären.

Mittlerweile hat sich einiges geändert. Noch nie war es in den westlichen Industrienationen so einfach wie heute, vegan zu leben und mit den Gründen dafür auch auf offene Ohren zu stossen. Veganismus hat seinen Platz in den Ernährungsplänen und den Szenelokalitäten urbaner Metropolen gefunden und ist zum «Hot Topic» diverser Talkshows und Diskussionsrunden avanciert. Vegane Supermärkte, Restaurants und Imbisslokale spriessen geradezu aus dem Boden. Auch in der Schweiz scheint vegane Küche – wie die *Neue Zürcher Zeitung* (NZZ) im vergangenen Juli schrieb – buchstäblich «in aller Munde» zu sein. Und das Versprechen ist verlockend: Wer vegan lebt, braucht auf nichts mehr zu verzichten, lebt gesünder und tut gleichzeitig etwas für die Tiere, den Planeten und sich selbst. Klingt doch prima, oder?

Vegan ist Pop Lifestyle-Veganismus ist *en vogue*. Und das wachsende Interesse an der «grünen», veganen Lebensweise ist auch ein Indikator für einen gesellschaftlichen Wandel: Angesichts drohender ökologischer Krisen und der

diversen Lebensmittelskandale und kritischen Berichte über die industrielle Fleischproduktion suchen Teile der Gesellschaft nach alternativen und nachhaltigen Lebensweisen, die sie in ihren konkreten Alltag übersetzen können. Die Öffentlichkeit wird empfänglicher für die moralischen, ökologischen und sozialen Argumente für eine vegane Lebensweise, und derzeit deutet nichts darauf hin, dass sich das so bald wieder ändern wird. Für Tierrechts- und Tierbefreiungsbewegte ja doch eigentlich optimale Bedingungen.

Und hier die schlechte Nachricht: Für die, die ernsthaft an einem fundamentalen Wandel im Verhältnis von Mensch und Tier interessiert sind, ist der Lifestyle-Veganismus mittlerweile eine echte Bedrohung. Denn der Weg in die Koch- und Talkshows und Society-Magazine wird nicht nur mit einer völligen Entpolitisierung erkaufte, die die ökologischen und moralischen Argumente dem neoliberalen Zeitgeist andienen will, statt diesen als Teil des Problems zu kritisieren. Schlimmer noch: Er funktioniert gerade durch die Abgrenzung von den vermeintlich «extremen», «intoleranten» und «radikalen» TierbefreiungsaktivistInnen und bemüht dazu das Bild vom militanten Tierrecht-Fanatiker, mit dem man Tierrechtsbewegte seit jeher diffamieren will. Der Lifestyle-Veganismus lenkt das Streben nach einem gesellschaftlichen Wandel in konformistische, marktformige Bahnen und diskreditiert dabei auch noch jene, die der Tierausbeutung ernsthaft ein Ende bereiten wollen.

Ein Wachstumsmarkt «Man kann die traditionellen grossen Lebensmittelkonzerne [...] nicht schlagen. Aber man kann sie kaufen. Wenn sie sehen, dass mit Tofu und Soja im grossen Stil Geld zu machen ist, sogar weltweit, werden sie umdenken», meint Jan Bredack, Gründer und

Geschäftsführer der veganen Supermarktkette *Veganz*, in seinem Buch *Vegan für alle*. Der ehemalige Mercedes-Manager, der nach einem Burn-Out sein Leben umkrempelte und Veganer wurde, präsentiert sich darin als geläuteter Öko-Unternehmer, der den Kapitalismus jetzt nutzen will, um Veganismus salonfähig und die Welt besser und grüner zu machen. Sein Credo: «Solange wir in einem System des Big Business leben, ist Big Business also nicht der Feind – sondern der Schlüssel für alle Veränderung.» Bis Ende 2015 soll es in ganz Europa 21 *Veganz*-Filialen geben.

Auf die Zauberkräfte der Marktwirtschaft vertraut man auch im von der *veganen gesellschaft deutschland* herausgegebenen *vegan magazin*: «Die vegane Bewegung ist ein Wachstumsmarkt und setzt weltweit Schritt für Schritt einen ethischen Bewusstseinswandel in Gang», wird dort euphorisch verkündet. Bei der am Kiosk erhältlichen Zeitschrift ist man deshalb sichtlich bemüht, sich als vegane Version gängiger Lifestyle- und Society-Magazine à la *Vanity Fair* zu inszenieren.

Damit liegen die hippen VeganerInnen ziemlich im Trend: Der *Lifestyle of Health and Sustainability*, kurz LOHAS, ist auf dem Vormarsch. Die Beweggründe für eine vegane oder «grüne» Lebensweise sind unterschiedlich, eines haben die «Neuen Ökos» und Lifestyle-VeganerInnen jedoch gemein: Nicht klassischer politischer Aktivismus, sondern der eigene Konsum und die individuelle Lebensführung sollen die Welt zu einem besseren, faireren Ort machen. Mit ihren Vegan-Shops, Kochbüchern und Bio-Fair-Vegan-Bistros wollen sie dazu einen Beitrag leisten.

Grüne Klassenversöhnung Damit keine Missverständnisse aufkommen: Niemand behauptet, dass wir grüne technologische Innovation, faire und nachhaltige Produkte sowie eine Veränderung unserer Lebensweisen nicht tatsächlich bräuchten. Und auch Öko-UnternehmerInnen wie Jan Bredack mögen nette Typen sein, die nur das Beste wollen. Das Problem an der LOHAS-Ideologie ist ein anderes: Sie schiebt Probleme, die der Wachstumszwang der kapitalistischen Marktwirtschaft und ihr auf brutale Konkurrenz gegründetes Wettbewerbssystem notwendig erzeugen müssen, auf das individuelle Konsumverhalten und die Verantwortung der KonsumentInnen ab. Nicht nur die Ursache, sondern auch die gesellschaftlich höchst ungleich verteilten Möglichkeiten zur Lösung dieser Probleme werden damit verschleiert. Die ökologische und die soziale Frage



werden um ihre gesellschaftliche Dimension gebracht, wenn sie – darin ganz dem neoliberalen Zeitgeist folgend – auf Fragen der individuellen Lebensführung reduziert werden. Die Gestaltung des eigenen Lebens wird nicht nur zum primären, sondern zum einzigen Austragungsort gesellschaftlicher Widersprüche. Unbehagen wird nicht mehr durch Protest geäußert – sondern warenförmig, durch den Kauf der «grünen» Alternativen.

Die Lifestyle-VeganerInnen und «LOHAS-People» kennen deshalb auch kein Oben und kein Unten in der Gesellschaft mehr – sie kennen nur noch vereinzelte KonsumentInnen und Unternehmen, mit denen sie Hand in Hand für die gute Sache kämpfen. Die dabei zugrunde liegende Annahme, dass die ProduzentInnen einer Ware und ihre AbnehmerInnen gleichermaßen für deren Entstehungsbedingungen und die ökologischen und sozialen Folgen verantwortlich wären, offenbart jedoch ein naives Verständnis der Machtstrukturen in modernen Ökonomien. Statt die Forderungen nach einem Ende von Naturzerstörung und der Ausbeutung von Mensch und Tier auch an die gesellschaftlichen Eliten und die tatsächlichen Entscheidungsträger – Unternehmen, Konzerne, ArbeitgeberInnenverbände, ihre Think Tanks und Lobbygruppen – zu richten, richten die Lifestyle-VeganerInnen und «Neuen Ökos» sie nur noch an sich selbst. Vor lauter Aberglauben an ihre Macht als KonsumentInnen vergessen sie die Macht und Verantwortung der ProduzentInnen völlig. Die LOHAS-Ideologie und der Glaube an das vegane Unternehmertum sind grüne Klassenversöhnung.

«Behaglichkeit mit einem Schuss Verantwortung» Bei den UnternehmensberaterInnen und Think Tanks der (Kultur-)Industrie rennen die marktgläubigen Konsum-VeganerInnen damit offene Türen ein – denn die haben längst begriffen, dass sich mit den neuen «grünen» Lebensentwürfen eine Menge Geld verdienen lässt. «Ein neuer grüner Lebensstil, der ohne Freund-Feind-Schema, ohne Verzichtsethik und Konsumphobie auskommt, breitet sich aus», stellte eine Broschüre der Berliner Unternehmensberatung *stratum* bereits 2008 fest. Man hatte eine Studie über das Milieu der «LOHAS-People» angefertigt und wollte wissen, wie Unternehmen die neuen «LOHAS-affinen Zielgruppen» am besten ansprechen könnten. «Werbekampagnen kommen immer dann gut an, wenn sie den Einklang mit der Natur beschwören. Friedliches Zusammenleben, Naturidyll und tierische Sympathieträger sind die Komponenten», rät *stratum* Öko-KapitalistInnen und jenen, die es werden wollen. Man solle sich als «handelndes Unternehmen» darstellen, das «den aktuellen Herausforderungen adäquat begegnet». Das Unternehmen solle «gemeinsame Ziele und Werte, die es mit dem Kunden teilt» betonen und Verantwortungsbewusstsein im Sinne der «Koexistenz von Mensch und Natur» ausstrahlen. Der Unternehmer solle sich als kumpelhafter Buddy präsentieren, der gemein-

sam mit dem Kunden etwas voranbringen will. Dann würde die grüne Kundschaft positiv auf die Imagekampagne des Unternehmens reagieren. Vorausgesetzt, man ist glaubwürdig und weiss, auf welche Signale die Zielgruppe anspricht: «Das Wording für die LOHAS-Affinen muss Lebensfreude, Naturbezug, Optimismus ausdrücken und Glücksmomente für den Alltag versprechen. Es geht um Verantwortung ja, aber nicht um Ethik. Um Handeln ja, aber nicht um Kontrolle. Um Bewusstsein, aber nicht um Gewissen. Um Initiative, aber nicht um Kontrolle. Ein bisschen Weltfrieden. Behaglichkeit mit einem Schuss Verantwortung. Nachhaltigkeit als Idyll.»

Kochbücher statt Flugblätter Je wohlwollender die Zeitungs- und Fernsehberichte über die Lifestyle-VeganerInnen, ihre Kochbücher, Supermärkte und Restaurants, desto stärker die Abgrenzung von den «radikalen», «intoleranten» oder «doktrinären» TierrechtsaktivistInnen.

«Veganismus soll nicht regulatorisch verordnet werden, sondern eine frei wählbare Option bleiben», mahnte z. B. die *Neue Zürcher Zeitung* im Juli 2014. Wer so eine Verordnung eigentlich gefordert hatte, blieb ihr Geheimnis. Entwarnung gab man hingegen bei Lauren Wildbolz, die 2010 das erste vegane Restaurant in Zürich eröffnet hatte. Ihr gelinge es, «nicht als fundamentalistische Körnlipickerin wahrgenommen zu werden, die anderen vorschreibt, wie sie zu leben haben», lobte ein anderer NZZ-Artikel im vergangenen Juli. Auch dank ihr hätten VeganerInnen nicht mehr das Image von «radikalen Bekehrern».

Die Einteilung der Vegan-Community in zwei Fraktionen folgt einem einfachen Schema. Auf der einen Seite gibt es die umgänglichen Lifestyle-VeganerInnen, die locker und erfrischend undogmatisch sind. Sie machen keine Demonstrationen, sie eröffnen Restaurants und Cafés. Sie schreiben keine Flugblätter, sondern Kochbücher. Und dann gibt es die missionarischen Krawall-VeganerInnen, die radikalen FundamentalistInnen. Wer genau sie sind, erfährt man nie. Aber sie sind offenbar wichtig genug, dass man sie immer wieder negativ erwähnen muss. Worum es den nervigen AktivistInnen geht, scheint völlig egal zu sein. Dass sie das Image des intoleranten Fanatikers gerade deshalb haben, weil die Medien es ihnen immer wieder verpassen, ebenso. Sie sind der klassische Pappkamerad, auf den man eindrischt, um den Nebenmann umso besser aussehen zu lassen. Und wie der Zufall es so will, treffen die Stigmatisierungen immer jene, die mehr fordern als vegane Kochbücher und Öko-Supermärkte.

Geht lieber shoppen! «Wenn ich erwachsene Menschen in Kuhkostümen sehe, die «Fleisch ist Mord»-Plakate hochhalten, schmunzle ich auch heute manchmal innerlich und frage mich, was man damit bezwecken möchte», lässt sich Attila Hildmann im Vorwort zu seinem Koch-

buch *Vegan for Fun* über TierrechtsaktivistInnen aus. Der sportliche Mittdreissiger aus Berlin hat sich mit seinen Kochbüchern und zahlreichen Fernsehauftritten erfolgreich als Gesicht des bundesdeutschen Lifestyle-Veganismus etabliert. «Doktrinen sind out», gibt sein Vorwort ferner bekannt. Um wessen Doktrinen genau es sich dabei handelt, erfährt man auch hier nicht.

«Bisher war Veganismus ein revolutionärer Akt gegen den Mainstream. Aber ich möchte den Veganismus in die Mitte der Gesellschaft holen – auch wenn er dann nicht mehr anti und sexy ist», schreibt auch Jan Bredack. Dass er für «manche militante Veganer» ein Feindbild sei, weil er «ihre schöne revolutionäre Idee möglichst vielen Menschen zugänglich machen» wolle, kann er nicht nachvollziehen. Non-Profit-Konzepte würden schliesslich nicht – oder noch nicht – funktionieren. Und schliesslich gelte für seine Supermarktkette ja auch: «Es geht um mehr als ein paar vegane Supermärkte – es geht darum, das System zu ändern.»

Die Message der beiden Berufsveganer ist klar: Geht weniger demonstrieren und stellt keine radikalen Forderungen – kauft lieber bei *Veganz* ein und benutzt die Kochbücher von Attila Hildmann. Die Stigmatisierung der angeblich «radikalen» TierrechtsaktivistInnen ist ein fester Bestandteil ihrer Marketingstrategie. Dabei war es gerade das jahrelange Engagement der nun als «intolerant» verrufenen TierfreundInnen, das ihnen den umsatzstarken Vegan-Hype erst ermöglicht hat.

Die Tiere vom Kapitalismus befreien Das Versprechen, die Welt durch Konsum zu einem besseren Ort zu machen, ist so alt wie der Kapitalismus selbst. Aus der Konsumkritik der einen wird so der Wachstumsmarkt der anderen. Ein perfider Integrationsmechanismus, der fortschrittliche und subversive Forderungen um ihren potentiell gesellschaftskritischen Gehalt bringt und der soziale Bewegungen in Gut und Böse spaltet. Nun rennen die VeganerInnen scharenweise in ihre Vegan-Supermärkte und Kochkurse, vergeben Vegan Food Blog Awards und fachsimpeln über Kuchenrezepte – statt ihren Anliegen politisch Gehör zu verschaffen. Aber mal ehrlich: Dieses Problem haben sich die Tierrechts- und Tierbefreiungsbewegten zum Teil auch selber eingebrockt. Seit jeher haben sie vorrangig den individuellen Konsum und eine an der persönlichen Lebensführung orientierte Boykott-Politik propagiert. Nun kommen die «LOHAS-Unternehmer» und Kommerz-VeganerInnen, nehmen ihnen ihre Argumente dankend aus der Hand, verdienen einen Haufen Geld damit – und stellen die verdutzten AktivistInnen abermals als radikale SpinnerInnen hin. Zeit also, sich neu aufzustellen und zu überlegen, wie der Kapitalismus funktioniert – nicht wahr?

— John Lütten studiert in Jena und schreibt u. a. für die *junge Welt*.

Mythos grüne Marktwirtschaft

Wie grün kann ein Green New Deal sein?

Das umweltpolitische Konzept des sogenannten Green New Deal (GND) scheint Vielen als Ausweg aus der immer offensichtlicher werdenden ökologischen Krise. Warum dieser Deal aber ungeeignet ist, dem Klimawandel und dem zunehmenden Ressourcenmangel wirksam entgegenzutreten, wird klar, wenn man sich von einem entscheidenden Tabu befreit – der Infragestellung der kapitalistischen Wachstumslogik.



Der Roosevelt'sche New Deal der 1930er-Jahre war eine Interventionsstrategie gegen die damalige Wirtschaftskrise. Umfassende Wirtschafts- und Sozialreformen beflügelten insbesondere das Wachstum des Konsumgütersektors. Verbunden mit ökonomischen Entwicklungen dieser Zeit, wie die enorme Erhöhung der Produktivkraft, entstand ein wachstumstreibendes Paket, das paradigmatische Veränderungen nicht nur der Arbeits- und Lebensweisen zur Folge hatte. Mit der Massenproduktion und dem Massenkonsum von Waren veränderte sich auch der Umgang mit der Natur in dramatisch destruktiver Weise. Ebenso wie der als Vorbild dienende Roosevelt'sche New Deal zielt der GND auf ökonomisches Wachstum ab; allerdings mit dem Unterschied, dass der GND mit sogenannter grüner Technologie Investitionsräume erschliessen soll. Die Modernisierung des Bahnverkehrs, der Ausbau der Elektromobilität, energetische Stadt-sanierungen u.a. sollen darauf hinwirken, dass «lange Wellen nachhaltigen Wachstums» entstehen und die «lineare Produktion zur Kreislaufökonomie [wird, – A.K.] in der Reststoffe zum Ausgangspunkt neuer Wertschöpfungsketten» werden, wie Grünen-Politiker und Vorstandsmitglied der *Heinrich-Böll-Stiftung*, Ralf Fücks, schreibt.

Ziel dessen soll es sein, wirtschaftliche Wertschöpfung und Naturverbrauch zu entkoppeln. Mit anderen Worten: Wirtschaftliche Aktivi-

täten sollen weiterhin wachsen, aber weniger Schadstoffe emittieren und weniger Ressourcen verbrauchen als bisher.

Diese Reduktion muss aber – um der ökologischen Krise wirksam entgegenzutreten zu können – in einem Ausmass stattfinden, das zur *absoluten* Verringerung von Schadstoffausstößen und Ressourcenverbräuchen führt. Voraussetzung ist also eine technische Stufe der Material- und Energieeffizienz, die über dem gesamtökonomischen Wachstum liegt. Wie sieht die diesbezügliche Realität aus?

Effizienz und Wachstum: Ein streitendes Paar

Die Effizienzfortschritte sind in der Tat beachtlich. So sank z. B. der Energiebedarf pro Bruttoinlandsprodukteinheit in den OECD-Ländern von 1970–1991 durchschnittlich um fast 33 Prozent und der globale Energieverbrauch sank pro Bruttoinlandsprodukteinheit von 1980 bis 2002 um 22,7 Prozent.

Noch beachtlicher sind allerdings der absolute Anstieg des Energieverbrauchs und der damit verbundene Anstieg u.a. der klimarelevanten Schadstoffemissionen und Ressourcenverbräuche. Allein von 1970–1990 ist der globale Energiebedarf von ca. 4861 Millionen Tonnen Öläquivalent (Mtoe) auf 7779 Mtoe gestiegen. Nach Rolf Peter Sieferle, Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen, ist «der globale Verbrauch *fossiler* Energieträger – also Gas, Öl, Kohle – [...] seit Beginn

des 19. Jahrhunderts etwa um den Faktor tausend gewachsen, was rechnerisch eine jährliche Wachstumsrate von 3,5 Prozent ergibt». Damit verdoppelte sich der fossile Energieverbrauch über ca. 200 Jahre gesehen, zumindest in dem von Sieferle betrachteten Zeitraum, etwa alle 20 Jahre. Die technischen Entwicklungen reichen also weder in Bezug auf ihr Tempo noch in Bezug auf ihre Qualität, um die Folgen der Wachstumssteigerungen «einfangen» zu können. Effizienzfortschritte werden durch das gesamtökonomische Wachstum überkompensiert. Das spricht nicht gegen «grüne Technologie», wenn zumindest folgende Voraussetzungen erfüllt sind: Erstens müssten Effizienzsteigerungen entlang des gesamten Produktions-, Transport- und Verbrauchsprozesses (von der Rohstoffgewinnung bis zum Recycling) zu weniger Natur(ver)nutzungen führen, was grundlegende ökonomische Veränderungen, wie z. B. eine Umstellung des fossilistischen Energiewandlungssystems, erfordert. Zweitens müssten effizienzsteigernde Technologien eingesetzt werden, um herkömmliche Prozesse zu ersetzen und nicht zu ergänzen. Aber selbst wenn diese Voraussetzungen erfüllt würden, was angesichts gegenwärtiger nationaler wie internationaler Umweltpolitiken nicht zu erwarten ist, könnten diese Massnahmen bei anhaltendem Wachstum der kapitalistischen Ökonomie die ökologische Krise nicht lösen. In ökonomische Prozesse und Produkte implantierte grüne

Technologie könnte dann die zunehmenden Naturverbräuche bestenfalls verlangsamen. Es wäre für eine Wende hin zu substanzieller Naturentlastung nicht ausreichend, da eben die Wachstumsausmasse die Effizienzsteigerungen um ein Mehrfaches übersteigen. D.h. der Einsatz grüner Technologie kann nur auf dem Hintergrund abnehmender ökonomisch-stofflicher Prozesse ein wirksamer Beitrag zur Lösung der ökologischen Krise sein.

Wenn man also das Wachstumsdogma nicht in Frage stellt, bleibt erstens das Hoffen auf fast schon schlagartige Entwicklungen des technischen Fortschritts, die u.a. dazu führen, dass der Verbrauch fossiler Brennstoffe nahezu vollständig reduziert wird und die Materialeigenschaften herbeiführen, die zur Folge haben, dass nur ein Bruchteil von dem verbraucht wird, was bisher zum Wachstum der Ökonomie erforderlich ist. Zweitens bleibt die Hoffnung auf die rasche Umsetzung dieser (fiktiven) Technologien in nahezu sämtlichen ökologisch bedeutenden ökonomischen Prozessen; und das muss drittens angesichts einer inzwischen globalen Ökonomie weltweit ablaufen. Dieses teils unmögliche, teils sehr unwahrscheinliche Szenario als Ausweg aus der globalen ökologischen Krise zu proklamieren, ist daher keineswegs zielführend.

Blosse moralische Apelle an die ProtagonistInnen des Wachstums – das Gros der PolitikerInnen, die KonsumentInnen der Massenware und insbesondere die UnternehmerInnen – haben bisher nicht ausgereicht und werden auch in Zukunft nicht reichen, die Probleme des destruktiven Umgangs mit der Natur zu lösen. Denn auch ohne die mangelnde moralische Integrität, die subjektive Gier nach Macht und Geld oder ohne die (teils vermeintlichen) Bedürfnisse nach den schönen, vielen Dingen der Warenwelt, die den Alltag überfüllen, und auch mit einer hocheffizienten, von Technologie bestimmten Ökonomie, bleibt die innere Logik einer Wirtschaftsweise wirksam, die auf nichts abzielt, ausser auf die endlose Profitmaximierung. Bleibt es also bei einer blossen Kritik an subjektiven Verhaltensweisen und Werthaltungen, ignoriert man weiterhin die Struktur und wesentliche Funktionsweisen der kapitalistischen Ökonomie, in der Wert und Stoff untrennbar sind.

Kapitalismus und Wachstum: Eine untrennbare Dauerbeziehung Um nun den Wachstumszwang des Kapitalismus verstehen zu können, muss man innere Funktionsweisen dieses Systems aufdecken. Das Kapital jagt im globalen Konkurrenzgeflecht mit anderen Kapitalen nach bestmöglichen Standorten, grösstmöglichen Marktanteilen, immer neuen Investitionsräumen und immer höheren Renditen. Die (Natur)Stoffe, ebenso wie die Arbeitskraft, durch deren Einsatz die Profite hervorgehen sollen, dienen in dieser Struktur lediglich als Mittel dem Zweck, die eingesetzte Kapitalsumme weitestgehend zu übertreffen. Diesem Quantitativismus haben sich Menschen, Tiere

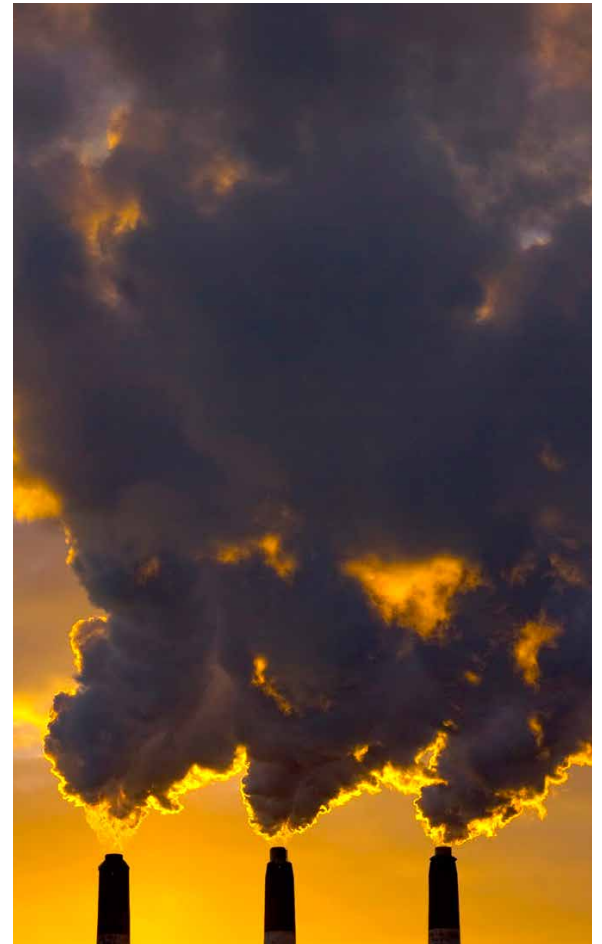
und die übrige Natur instrumentell zu fügen. In seinem Buch *Der Preis des Wohlstands* bringt Elmar Altvater diese kapitalistische Praxis auf den Punkt: «Die nichtnutzbaren Arten sind wertlos; Pflanzen sind Unkraut, nicht nutzbare Bäume bilden den Unwald, Tiere sind Schädlinge und Stoffe sind Abraum. Über das ökologische System, in dem Unkraut, Unwald und Schädlinge nützliche Wesen sind, wird die Folie der Selektion nach den Kriterien der Verwertbarkeit gelegt.»

Es geht also primär nicht (mehr) um den ursprünglichen Zweck einer Ökonomie – die Befriedigung von Bedürfnissen; sie selbst, die Stoffe ihrer Befriedigung u.v.m. dienen der Kapitalverwertung. So existiert eine verkehrte Ökonomie, die nicht primär dem Leben der Subjekte dient; die Subjekte, die restliche Natur u.v.m. dienen einer zum Ersatzgott aufgeblähten, verselbständigten Struktur des «immer mehr» mit konkreten, oftmals destruktiven Folgen.

Die sogenannte Marktwirtschaft oder treffender die kapitalistische Ökonomie, in die die Masslosigkeit wesentlich eingeschrieben ist, kann daher nicht einmal hellgrün sein. Sie kann – um bei dem Farbgleichnis zu bleiben – bestenfalls einen sehr leichten Grüntisch erhalten, nämlich dann, wenn grüne Technologie den Raubbau an der Natur verlangsamt. Wachstumsbegrenzungen oder gar -schrumpfungen widersprechen dem Wesen der auf grenzenloses Wachstum abzielenden kapitalistischen Ökonomie. Selbst bei der Realisierung (bisher) unmöglicher Effizienzfortschritte müssten diese im Kampf gegen die Masslosigkeit immer neue Stufen erklimmen. Immer mehr Aufwand, d.h. auch stofflicher und energetischer Aufwand, müsste betrieben werden, um dem fortschreitenden Wachstum folgen zu können.

So «frisst» sich nicht nur das Wachstum selbst auf, indem immer mehr Wirtschaftsleistung aufgebracht werden muss, um die zerstörerischen Folgen des masslosen Wachstums zu reparieren. Auch der technische Fortschritt «frisst sich selbst» und abgesehen davon ist jeder Stoffumwandlungsprozess in der Natur begrenzt und jeder Effizienzfortschritt stösst irgendwann an seine Grenzen. Das Kapital kann demgegenüber *theoretisch* endlos wachsen. Es kennt keine letzte Zahl bzw. eine Profithöhe, von der es heisst, «jetzt reicht es»; denn ein Ende der «Jagd nach mehr» bedeutet im Geflecht der Konkurrenz die Gefahr des Scheiterns als KapitalunternehmerIn. So steigt die Gefahr, dass der kapitalistische Umgang mit der Natur auch grossräumige Ökosysteme unumkehrbar zerstört, denn Ressourcen sind nicht endlos verfügbar und die natürliche Aufnahmefähigkeit von Schadstoffen ist z.T. schon jetzt überschritten.

Resümee Ein Green New Deal innerhalb des Kapitalismus mit dem Ziel der Entkopplung von Wirtschaftswachstum und Naturverbrauch und -zerstörung ist gleichbedeutend mit dem



Versuch, zu duschen, ohne nass zu werden. So gilt es – besser gestern als heute –, diesem «Widerspruch» entgegenzuwirken. Mit anderen Worten: Es sind *Strukturen* einer Wirtschaftsweise der Masslosigkeit, die es zu verändern gilt. Ein GND in bisherigen Konzeptionen und im Rahmen der kapitalistischen Ökonomie ist daher ungeeignet zur Wende gegenwärtiger gesellschaftlicher Naturverhältnisse; grüne Technologien in Postwachstums- und postkapitalistischen Gesellschaften sind aber geeignet, zur Lösung ökologischer Krisen beizutragen. Es gibt keine Alternative zur Natur und es gibt auch keine Alternativen zur Ökonomie, aber es gibt Alternativen zur *kapitalistischen* Form der Ökonomie. So gilt es, andere Formen des Wirtschaftens (solidarische, konviviale, entschleunigte u.a.) kollektiv zu erkämpfen und zu entwickeln; und das heisst auch, Lebensqualität neu zu verstehen, in der Zeitsouveränität nicht mit Langeweile verwechselt wird und Genügsamkeit nicht mit Verlust und Mangel.

— **Athanasios Karathanassis** ist Lehrbeauftragter an den Universitäten Hannover und Hildesheim. Seine Arbeitsschwerpunkte sind gesellschaftliche Naturverhältnisse, Krisen und Strukturentwicklungen im globalisierten Kapitalismus und Soziale Bewegungen. Sein neuestes Buch *Kapitalistische Naturverhältnisse. Ursachen von Naturzerstörungen – Begründungen einer Postwachstumsökonomie* erscheint im Dezember 2014.



Angela Davis

ÜBER VEGANISMUS ALS TEIL EINER REVOLUTIONÄREN PERSPEKTIVE

Die US-amerikanische Bürgerrechtlerin und marxistische Philosophin Angela Davis plädierte in einem Podiumsgespräch mit Grace Lee Boggs an der University of California in Berkeley am 2. März 2012 dafür, Tierbefreiung als notwendigen Teil linker Gesellschaftskritik zu begreifen. An dieser Stelle dokumentieren wir ihren Wortlaut in deutscher Übersetzung.

Ich denke, das Feld der Ernährung wird die nächste grosse Arena für unsere Kämpfe bilden. Ich bin manchmal wirklich enttäuscht, dass viele unter uns sich für so radikale Aktivisten halten, aber gar nicht darauf kommen, über das Essen nachzudenken, das wir unseren Körpern zuführen. Wir realisieren nicht das Ausmass, wie sehr wir in den gesamten kapitalistischen Prozess eingebunden sind dadurch, dass wir unkritisch an jener Lebensmittelpolitik partizipieren, welche uns von den grossen Konzernen aufgetischt wird. Ich erwähne normalerweise nicht, dass ich vegan bin, aber da habe ich mich entwickelt. Ich denke, dass es der richtige Moment ist, darüber zu sprechen, weil es Teil einer revolutionären Perspektive ist – wie können wir nicht nur zu Menschen ein Verhältnis entwickeln, das von Mitgefühl geprägt ist, sondern wie können wir ein empathisches Verhältnis auch zu den anderen Lebewesen entwickeln, mit denen wir diesen Planeten teilen, und das würde bedeuten, der gesamten kapitalistischen industriellen Art der Nahrungsmittelproduktion eine Kampfansage zu machen. [...] Die meisten Menschen denken nicht über die Tatsache nach, dass sie Tiere

essen. Wenn sie ein Steak essen oder Hühnerfleisch, denken die meisten Menschen nicht über das enorme Leid nach, das diese Tiere ertragen, nur um Lebensmittelprodukte zu werden, damit sie von Menschen konsumiert werden können. Ich denke, dass die fehlende kritische Auseinandersetzung mit der Nahrung, die wir essen, demonstriert, wie sehr die Warenform die primäre Art und Weise geworden ist, mit der wir die Welt wahrnehmen. Wir gehen nicht über das hinaus, was Marx den Tauschwert des tatsächlichen Objektes genannt hat – wir denken nicht über die Verhältnisse nach, die dieses Objekt verkörpert und die massgeblich für den Produktionsprozess dieses Objekts waren, ob es sich dabei nun um unser Essen, unsere Kleidung, unsere iPads oder alle anderen Dinge handelt, die wir verwenden, um eine Ausbildung an einer Institution wie dieser zu erwerben. Das würde wirklich revolutionär sein, eine Gewohnheit zu entwickeln, sich die menschlichen und nichtmenschlichen Verhältnisse hinter all den Objekten, die unsere Umwelt bilden, vorzustellen.

— Angela Davis

Vom sozialen Widerstand zum Klassenkampf

Überlegungen zu den Widerstandspraxen der Tierrechts- und Tierbefreiungsbewegung und der Frage nach einer revolutionären Strategie.



Wandbild und Spray am 1. Mai 2014 in Zürich.

Die politische Praxis der Tierrechts- und Tierbefreiungsbewegung ist häufig radikaler als ihre theoretische Analyse. In puncto Theorie dominieren seit den Anfängen der Bewegung bürgerlich-idealistische Strömungen, welche die Ausbeutung der Tiere auf eine geistige Ursache wie den «Speziesismus» oder den «Mensch-Tier-Dualismus» zurückführen. Folglich sehen sie den Schlüssel zur Überwindung der Tierausbeutung in der Veränderung des gesellschaftlichen Bewusstseins. Die Befreiung der Tiere soll durch moralische Appelle, Aufklärung über den Veganismus oder das Aufbrechen von Denk- und Sprechmustern erreicht werden.

Diese idealistischen Vorstellungen verkennen nicht nur die Abhängigkeit des Bewusstseins von den jeweiligen historisch-materiellen Bedingungen. Sie ignorieren auch die kapitalistische Produktionsweise als die wesentliche Grundlage des destruktiven Verhältnisses zu Tieren in der gegenwärtigen Gesellschaftsformation. Betrachtet man jedoch die konkrete Praxis der Bewegung, stellt man fest, dass oft instinktiv materialistischer vorgegangen wird als die theoretische Orientierung nahelegt. Eine Vielzahl der Aktionen und Widerstandsformen setzt unmittelbar bei der Produktion an und richtet sich gegen die Art und Weise, wie diese unter kapitalistischen Verhältnissen organisiert ist. Damit handeln die AktivistInnen genuin systemkritisch. Sie wissen es nicht, aber sie tun es.

Direkte Aktionen und Kampagnen gegen Unternehmen Die politische Praxis der Tierrechts- und Tierbefreiungsbewegung wird vor allem durch zwei Formen des Widerstands geprägt: durch direkte Aktionen und durch

Kampagnen gegen Unternehmen, die sich am Geschäft mit der Ausbeutung von Tieren beteiligen. Die Verbreitung der direkten Aktion als politisches Kampfmittel geht in der modernen Bewegung auf die Entwicklung der Taktik der *Animal Liberation Front* (ALF) zurück. Diese Taktik besteht darin, dass kleine, unabhängige Zellen nach bestimmten Grundsätzen Sabotageakte durchführen. Seit der Gründung der ALF im Jahr 1976 in England sind in ihrem Namen weltweit tausende militante Aktionen verübt sowie unzählige Tiere vor dem sicheren Tod bewahrt worden. Die Aktionen der ALF reichen von Farbschlägen gegen Pelzgeschäfte bis

zum Niederbrennen von Schlachthöfen und zielen darauf, die Profiteure der Tierausbeutung ökonomisch zu schädigen, Tiere aus den Käfigen zu befreien und das verborgene Leiden der Tiere ins öffentliche Bewusstsein zu bringen. Indem die ALF die Unternehmen angreift, die vom Elend der Tiere profitieren, wendet sie sich gegen die wirklichen Triebkräfte hinter deren Ausbeutung: die ökonomischen Interessen des Kapitals.

Durch die Aktionen der ALF gelingt es immer wieder, die Gewalt gegen Tiere und das damit verbundene Leid partiell zu verhindern. Gleichzeitig tendiert die ALF aber zu einer Fetischisierung der Methode der direkten Aktion. Sie verzichtet auf eine politisch ausgearbeitete und einheitliche Strategie sowie feste Organisationsstrukturen und setzt allein auf die autonome Initiative einzelner militanter AktivistInnen, die sich bloss für spezifische Aktionen zusammenschliessen. Daher bleibt ihr Widerstand in vielen Punkten individualistisch und unzusammenhängend und kann nicht die politische Schlagkraft entwickeln, die für eine gesellschaftliche Befreiung der Tiere notwendig wäre.

Einen etwas höheren Grad an Taktik und Organisation entwickelt das *Campaigning*, das seit den 1990er-Jahren zu den charakteristischen

AIR FRANCE – AIR SOUFFRANCE!

Stop Vivisection und *Gateway to Hell* sind internationale Tierrechtskampagnen, welche sich für ein Ende der Versuchstiertransporte und für eine tierversuchsfreie Wissenschaft einsetzen. Im Fokus dieser Kampagnen stehen Fluggesellschaften, zu deren Geschäft der Transport von Versuchstieren gehört. Hierzu zählt z. B. *Air France-KLM*. Die Airline beliefert Tierversuchslabore weltweit mit Affen, Hunden und anderen Tieren und macht sich auf diese Weise mitverantwortlich dafür, dass diese in den Laboren gequält und getötet werden.

Für die Tierversuchswirtschaft sind die Transporte auf dem Luftweg von entscheidender Bedeutung. Viele der Versuchstiere werden in speziellen Farmen gezüchtet – Primaten werden teils auch in der Wildnis gefangen. Die Affen werden aus Ländern wie China, Mauritius und Vietnam importiert.

Fluggesellschaften wie *Air France-KLM* sind das Bindeglied zwischen den Herkunftsorten der Tiere und den Versuchslaboren. Internationale Protestkampagnen üben daher so lange Druck auf sie aus, bis sie aus dem

Transportgeschäft aussteigen. Damit wird versucht, die Luftbrücke zu kappen, sodass die Labore nur noch unter erschwerten Bedingungen Tiere beziehen können.

Diese ausgefeilte Taktik sorgt für Umsatzeinbussen und rote Köpfe. Die US-amerikanische Tierversuchslobby sprach im Januar 2014 von einer «Krise der Versuchstiertransporte» und meinte, dass es ohne staatliche Hilfe zunehmend schwierig werde, Tiere an Versuchslabore zu liefern. Der Protest und die Kampagnen von TierrechtsaktivistInnen seien ein Faktor, weshalb ein Grossteil der Flugunternehmen nicht mehr dazu bereit sei, Versuchstiere zu transportieren. *Air France* ist eine der letzten Fluggesellschaften, die dies noch tun. Deshalb finden vor ihren Check-In-Schaltern weltweit regelmässig Demonstrationen statt. Die *Tierrechtsgruppe Zürich* beteiligt sich seit dem Sommer 2013 an der Kampagne gegen *Air France-KLM* und half mit, dass diese auch in der Schweiz Fuss fasste. Regelmässig finden seither Proteste an den Flughäfen in Zürich und Basel statt.

Widerstandsformen der Bewegung zählt. Dieses Konzept ist darauf ausgerichtet, die Kräfte mehrerer Gruppen und Einzelpersonen zu bündeln und sie auf den Kampf gegen ausgewählte Unternehmen der Tierausbeutungsindustrie zu konzentrieren. Dadurch soll die Effektivität des Widerstands erhöht werden. Kampagnen legen bestimmte Ziele fest, z.B. die Schliessung eines Tierversuchslabors oder der Ausstieg eines Modekonzerns aus dem Pelzhandel, und setzen den ausgesuchten Gegner solange gezielt unter Druck, bis die Forderungen erreicht sind. Hierfür bedienen sich Kampagnen einer breiten Palette an Mitteln: Demonstrationen und regelmässige Kundgebungen vor Unternehmensstandorten, aufrüttelnde Enthüllungen über die Situation der Tiere, Email- und Telefonproteste, Boykottaufrufe oder Störungen von Aktionärsversammlungen. Häufig werden Tierrechtskampagnen auch durch militante Aktionen der *Animal Liberation Front* unterstützt.

Mittels des kollektiven Kampfes gegen einzelne Unternehmen konnte insbesondere die Pelz- und Tierversuchsindustrie in den letzten Jahren erfolgreich geschwächt bzw. ihre Geschäftstätigkeiten erschwert werden. Allerdings entwickeln auch Tierrechtskampagnen keine politische Strategie für die gesellschaftliche Befreiung der Tiere. Sie treten der industriellen Verwertung der Tiere in gewissen Bereichen zwar vehement entgegen, aber sie konzentrieren sich einzig und allein auf die Durchsetzung von Forderungen zur Verhinderung von Tierleid im Hier und Jetzt. So sehr dies seine Berechtigung hat, die gesellschaftlichen Ursachen, welche die Ausbeutung der Tiere überhaupt erst bewirken, und die Bedingungen ihrer Überwindung werden dabei meist ausgeklammert. Die Grenzen dieses Ansatzes offenbaren sich nicht nur im Hinblick auf die Universalität der kapitalorientierten Aneignung der Natur in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch angesichts der zunehmenden konzerngesteuerten Repression gegen die Bewegung, die sich den rücksichtslosen Verwertungsinteressen des Kapitals entgegenstellt (siehe Artikel auf Seite 29). Durch den Widerstand gegen die Ausbeutung der Tiere gerät die Tierrechts- und Tierbefreiungsbewegung in Konfrontation mit dem Kapital und seinen staatlichen Organen. Doch die AktivistInnen machen sich die antikapitalistischen Implikationen ihrer Forderungen nicht bewusst und entwickeln bis anhin keine politische Theorie und Strategie zur Befreiung der Tiere.

Tierbefreiung heisst Klassenkampf Es ist eine grundlegende Erkenntnis historisch-materialistischer Theorie, dass Ausbeutung primär eine Frage der politisch-ökonomischen Praxis ist, ohne die ideologische und kulturelle Phänomene nicht erklärt werden können. Solange die kapitalistische Gesellschaftsordnung besteht, kann die Tierfrage nicht gelöst werden, denn die Profitmacherei auf Kosten der Natur, der Tiere und der lohnabhängigen Menschen ergibt sich

aus dem Wesen der kapitalistischen Produktionsverhältnisse selbst. Der Weg zu einer befreiten Gesellschaft ohne Ausbeutung von Mensch und Tier führt daher nur über den revolutionären Bruch mit dem Kapitalismus. Zwar führt eine sozialistische Revolution nicht automatisch zur Aufhebung der Tierausbeutung. Doch nur sie schafft die materiellen Voraussetzungen dafür: die Vergesellschaftung der Produktionsmittel und die Ausrichtung der Produktion an den Bedürfnissen der Gesamtheit wie der einzelnen Individuen – anstatt an der Produktion von Mehrwert im Interesse einer kleinen Gruppe von KapitalbesitzerInnen. Daraus folgt für den Kampf um die Befreiung der Tiere, dass er eine revolutionäre Perspektive entwickeln und sich als Teil des Klassenkampfes gegen die kapitalistische Ordnung begreifen muss.

Die Tierrechts- und Tierbefreiungsbewegung steht somit vor der Aufgabe, ihren Kampf im Rahmen einer umfassenden Strategie zur Überwindung des Kapitalismus zu konzipieren. Auch wenn sie erst am Anfang dieses Prozesses steht, zeichnen sich drei wichtige Voraussetzungen dafür bereits ab: Erstens die Überwindung der idealistischen und (klein-)bürgerlichen Vorstellungen in der Bewegung und die Ausarbeitung einer historisch-materialistischen Analyse der Tierausbeutung. Zweitens die Abkehr von der Ein-Punkt-Politik (*single issue*) hin zu einer Politik des Klassenkampfes. Da eine Befreiung der Tiere erst durch den Sturz des Kapitalismus möglich wird, kann sich die politische Praxis der Bewegung nicht allein an der Verhinderung von Leid und Tod der Tiere orientieren,

sondern muss darauf ausgerichtet sein, das Klassenbewusstsein, die Klassenkämpfe und die Organisation der unterdrückten Massen zu stärken. Drittens muss daher die Entwicklung des politischen Dialogs und die Bündnisarbeit mit Kräften der revolutionären Linken vorangetrieben werden.

Hieraus lassen sich bereits einige Fragen ableiten, welche die Bewegung im Hinblick auf ihre gegenwärtigen und neu zu entwickelnden Praxisformen diskutieren muss: Wie können im Kampf gegen die kapitalistischen Unternehmen Bündnisse mit der ArbeiterInnenbewegung geschlossen werden? Unter welchen Bedingungen und Umständen können militante direkte Aktionen zur Hebung des Bewusstseins und der Förderung der Kämpfe der Massen beitragen? An welchen Orten des politischen Widerstands lassen sich die Ausbeutung der Tiere und die Ausbeutung der Menschen gemeinsam bekämpfen? Wie kann in der Bündnisarbeit mit dem Widerspruch umgegangen werden, dass ein Grossteil der revolutionären Bewegung die Tiere noch nicht als Teil der Ausgebeuteten erkannt hat? usw.

Eine revolutionäre Strategie für den Kampf für Tierbefreiung lässt sich sicherlich nicht von heute auf morgen entwickeln. Wir denken aber, dass es notwendig ist, spätestens jetzt mit der Arbeit daran zu beginnen. Denn die Befreiung der Tiere ist entweder Teil des Klassenkampfes oder sie ist keine.

— Tierrechtsgruppe Zürich

KÄMPFE VERBINDEN

Am 1. Mai, dem internationalen Kampftag der ArbeiterInnenklasse, gehen unterschiedliche linke Bewegungen, Parteien und Organisationen für eine Welt ohne Ausbeutung, Unterdrückung, Rassismus und Krieg – für eine Alternative zum real existierenden Kapitalismus auf die Strasse. Für die *Tierrechtsgruppe Zürich* ist die Teilnahme am 1. Mai seit ihrer Gründung im Jahr 2008 fester Bestandteil ihrer politischen Praxis. Aus dem Verständnis heraus, dass die Überwindung der Ausbeutungsverhältnisse nur durch die Entwicklung einer Politik des Klassenkampfes möglich ist, schloss sich die Gruppe vor einigen Jahren dem *Revolutionären Bündnis* an. Das Bündnis vereint linke Kräfte auf der Grundlage antikapitalistisch-

er, antimilitaristischer und antifaschistischer Positionen und organisiert neben dem *Revolutionären 1. Mai* u.a. auch Mobilisierungen gegen das WEF und gesellschaftliche Rechtsentwicklungen.

Auch wenn die Ablehnung von Tierausbeutung nicht zum Grundkonsens des Bündnisses gehört, sind wir der Ansicht, dass die Bemühung um einen gemeinsamen Organisationsprozess der revolutionären Kräfte wichtig ist. Daneben sehen wir in der Bündnisarbeit auch eine Möglichkeit zur kritischen Diskussion mit unseren MitstreiterInnen und GenossInnen: Die Linke kann nicht darauf verzichten, sich mit der Zerstörung der Natur und der Knechtung der Tiere auseinanderzusetzen.

Der Protest gegen die Ausbeutung von Mensch und Tier kann nur wirkungsvoll sein, wenn er sich die gesellschaftlichen Ursachen dieser Ausbeutung bewusst macht. Die *Tierrechtsgruppe Zürich* versteht die Zusammenarbeit mit progressiven Kräften als Notwendigkeit im Kampf gegen die herrschende Klasse und ihre ApologetInnen. «Eine der wichtigsten Waffen in diesem Kampf ist der Aufbau internationaler Solidarität der Unterdrückten gegen die Herrschaft des Kapitals», heisst es in unserem Aufruf zur Teilnahme am 1. Mai 2014. Sie «bildet die Grundlage für eine revolutionäre linke Politik».



Konzerngesteuerte Repression gegen die Tierrechtsbewegung

Die Kriminalisierung der Tierrechts- und Umweltbewegungen nahm im Zuge westlicher Sicherheitsdoktrinen seit dem 11. September 2001 erheblich zu. Der Einfluss mächtiger Konzerne spielte dabei eine zentrale Rolle. Mittel und Ausmass der Repression erinnern an die antikommunistische McCarthy-Ära in den USA.



«Das Auge des Gesetzes sitzt im Gesicht der herrschenden Klasse.» Ernst Bloch

Im Mai 2005 verkündete der stellvertretende Direktor des FBI, John Lewis, während einer Anhörung des US-Senats: «Die grösste terroristische Bedrohung im Inland ist die ökoterroristische Tierrechtsbewegung.» Es «gibt nichts und niemanden in unserem Land wie diesen spezifischen Terrorismus, der in den vergangenen Jahren eine so hohe Zahl von Gewaltverbrechen, terroristischen Aktionen, Brandstiftungen usw. begangen hat». Dass die damals gut 30 Jahre alten militanten Gruppen *Animal Liberation Front (ALF)* und *Earth Liberation Front (ELF)*, im Gegensatz zu rassistischen Banden oder fanatischen Abtreibungsgegnern, bei ihren Aktionen niemals Menschen verletzt oder gar getötet haben, tat Lewis als blossen Zufall ab. Die «Bedrohung» durch «Öko-Terroristen» beginnt für das FBI ohnehin nicht erst bei den militanten Aktionen der ALF und ELF, sondern schliesst auch die 1999 in England gegründete globale Tierrechtskampagne *Stop Huntingdon Animal Cruelty (SHAC)* ein. SHAC ist es gelungen, mit friedlichen Mitteln, Massenprotesten und zivilem Ungehorsam den

Geschäftsbetrieb der berüchtigten Tierversuchsfirma *Huntingdon Life Sciences (HLS)* immer wieder massiv zu stören. SHAC outete die GeschäftspartnerInnen von HLS und führte so lange eine Kampagne gegen sie, bis sie die geschäftlichen Beziehungen zu HLS beendeten. In zahlreichen Fällen war diese Strategie erfolgreich. HLS stand mehrmals kurz vor dem Ruin und konnte nur durch staatliche Subventionen einerseits und ein rigoroses Vorgehen der britischen und US-amerikanischen Strafverfolgungsbehörden andererseits überleben. Etliche SHAC-AktivistInnen sitzen derzeit in Haft oder warten auf ihre Prozesse. Die Kampagne wurde am 12. August 2014 offiziell eingestellt. «Wir haben nicht länger nur gegen HLS gekämpft; wir kämpften gegen die Regierung – ein noch viel grösserer und mächtigerer Gegner», schrieb SHAC zuletzt auf ihrer Website.

Kriminalisierung legalen Protests Ein Jahr nachdem man die Tierrechtsbewegung in den USA zur «terroristischen Bedrohung» erklärt hatte, wurden im März 2006 sechs AktivistInnen von SHAC wegen «animal enterprise terrorism» zu insgesamt 23 Jahren Gefängnis verurteilt, obwohl ihnen zu keiner Zeit kriminelle Handlungen nachgewiesen werden konnten.

Die Vorwürfe gegen sie erschöpften sich in Lappalien, wie etwa dem Versenden schwarzer Endlos-Faxe oder Telefonbelästigungen. Darüber hinaus befand das zuständige Gericht in Trenton, New Jersey, sie für schuldig, zu Gewalttaten aufgerufen zu haben – tatsächlich lagen als Beweise jedoch lediglich Berichte über militante Aktionen gegen HLS-GeschäftspartnerInnen vor, die SHAC zu informativen Zwecken auf ihrer Homepage veröffentlicht hatte. Nur wenige Monate nach der Verurteilung der AktivistInnen unterzeichnete der damalige US-amerikanische Präsident, George W. Bush, am 27. November 2006, auf dem Höhepunkt des *War on Terror*, den *Animal Enterprise Terrorism Act (AETA)*.

Dieses Gesetz gibt der US-Justiz die vollumfängliche Legitimation, gegen Personen vorzugehen, die sich gegen die wirtschaftlichen Interessen tiernutzender Unternehmen (*Animal*

Enterprises) stellen. Wegen der Beteiligung an Tierrechtskampagnen können AktivistInnen damit offiziell zu «Terroristen» gemacht werden, in Hochsicherheitsgefängnisse gesteckt werden oder sogar in sogenannten *Communications Management Units (CMUs)* isoliert, also beinahe ohne Kommunikation zur Aussenwelt, gefangen gehalten werden. Obwohl das Gesetz geschrieben wurde, um einzelne TierrechtsaktivistInnen aus dem Verkehr zu ziehen, ist nicht auszuschliessen, dass es auch z. B. gegen gewerkschaftlich organisierte ArbeiterInnen in der Tierindustrie angewendet werden könnte, die ihre Arbeit niederlegen und sich in Arbeitskämpfen gegen ihre Bosse in Stellung bringen. Das Gesetz ist derart vage formuliert, dass jegliche Aktivitäten, die einen «Verlust von Profit» oder einen «wirtschaftlichen Schaden» verursachen, egal ob mit friedlichen oder militanten Mitteln, verfolgt und kriminalisiert werden können.

Wie das *Center for Constitutional Rights (CCR)* berichtete, wurden z. B. im Jahr 2009 in Kalifornien vier TierrechtsaktivistInnen unter Bezugnahme auf den *AETA* vor Gericht gestellt, weil sie «protestiert, mit Kreide auf den Boden geschrieben, Parolen gerufen, Flugblätter verteilt und im Internet nach Informationen über Tierversuchsfirmen gesucht haben». Das *CCR* ist eine non-profit NGO mit Sitz in New York, die sich für die Einhaltung und Weiterentwicklung der Grund- und Menschenrechte sowie für die Rechte von Gefangenen einsetzt. Am 5. August 2014 bat sie den Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten in einem Antrag um eine rechtliche Prüfung, ob mit dem *Animal Enterprise Terrorism Act* das in der US-Verfassung garantierte Recht auf freie Meinungsäusserung zugunsten der Geschäftsinteressen einzelner Grossunternehmen geopfert worden sei. Der Beschluss des *AETA* im US-Kongress geht nämlich massgeblich auf die Kapitalinteressen der Tierindustrie zurück, wie aus der Arbeit des unabhängigen Journalisten und Autors Will Potter hervorgeht.

«**Green is the New Red**» Aufgrund seiner Recherchen konnte Potter beweisen, dass der *AETA* nicht durch eine unabhängige Legislative entstanden ist. Vielmehr haben an Tierversuchen beteiligte Pharmakonzerne wie *Pfizer*, *GlaxoSmithKlein* und *Boehringer Ingelheim* zusammen mit Branchenorganisationen wie der *Fur Commission* oder der *National Cattlemens Beef Association* ihren politischen und ökonomischen Einfluss genutzt, um den *AETA* mitzugestalten. Schliesslich ist es zu ihrem Nutzen, wenn aus TierrechtsaktivistInnen per Gesetz «Terroristen» gemacht werden können. Für Potter steht fest, dass «Öko-Terroristen nicht Menschen, sondern Profite bedrohen», und weil sich die Aktivitäten und Forderungen der Tierrechtsbewegung negativ auf Konzerngewinne auswirken, bedienen sich die wirtschaftlichen Eliten dem Schutz des bürgerlichen Staates – und zwar nicht nur in den USA.

Auch in Grossbritannien wurde der sogenannte *Serious Organised Crime and Police Act (SOCPA)* da-

hingehend erweitert, dass er gegen TierrechtsaktivistInnen angewendet werden kann. Laut *SOCPA Art. 145* macht sich eine Person strafbar, die mit der Absicht handelt, einer Tierversuchsfirma «Verluste oder Schäden jeglicher Art» zuzufügen oder sie bei «der Durchführung irgendeiner ihrer betrieblichen Tätigkeiten» zu behindern. Antitierversuchskampagnen, welche ihre GegnerInnen meist in der Pharma-, Kosmetik- oder Chemieindustrie haben, sollen damit bekämpft und zerschlagen werden.

«Es wird oft über staatliche Repression gesprochen. Aber ich würde argumentieren, dass das, was jetzt gerade passiert, eine Verschiebung hin zu konzerngesteuerter Repression ist», bringt Will Potter diese Entwicklungen auf den Punkt. In seinem Buch *Green is the New Red* zieht er einen Vergleich zur Ära der «Red Scare» in den 1940er- und 50er-Jahren, als die herrschende Klasse in den USA über Jahre hinweg eine antikommunistische Hetze betrieb und DissidentInnen aller politischen Couleur verfolgte. Der Angst vor dem Kommunismus und seinen tatsächlichen oder nur mutmasslichen AnhängerInnen wurde damals z. B. mit Gesetzen begegnet, mittels derer Menschen linker Gesinnung zur Bedrohung der nationalen Sicherheit erklärt werden konnten. Analog zu dieser «Red Scare» bezeichnet Will Potter die neue konterrevolutionäre Hysterie vor der Tierrechts- und Umweltbewegung daher als «Green Scare».

Sondergesetze wie der *Animal Enterprise Terrorism Act* oder der *SOCPA* ermöglichen es heute, selbst friedliche TierrechtsaktivistInnen strafrechtlich zu verfolgen, sollten ihre Strategien gegen die Terausbeutungsindustrie erfolgreich sein. Wirtschaftsverbände begegnen den «grünen» Bewegungen zudem mit kostspieligen PR- und Medienkampagnen. Potter zufolge ist die systematische Lancierung solcher Verleumdungskampagnen eine der effektivsten Vorgehensweisen der Unternehmen, um AktivistInnen, die gegen die industrielle Ermordung von Tieren und gegen die rücksichtslose Plünderung der Erde kämpfen, in der Öffentlichkeit als «Kriminelle», «Vandalen» oder als «Terroristen» diffamieren zu können. Dies passiert ganz im Sinne westlicher «Sicherheits»-Doktrinen, auf deren Basis staatliche Repressalien nahezu jeden Versuch oppositioneller Praxis und jeden noch so zögerlichen Widerstand treffen, der den kapitalistischen Geschäftsbetrieb nur geringfügig stört. Mit einem Bündel aus medialen, rechtlichen und politischen Kampagnen und Massnahmen wird zudem gegen all jene vorgegangen, die sich dem Kapitalismus organisiert entgegenstellen und sich nicht mit «sozialer», «grüner», «fairer» und «biologischer» Label-Politik abspesen lassen.

— Tierrechtsgruppe Zürich

«KNEBEL-GESetze» STATT AUFKLÄRUNG

In Ländern, in denen die Tierindustrie über massgebliche polit-ökonomische Stärke verfügt, werden zunehmend sogenannte *Ag-Gag Laws* (bedeutet etwa: «Knebel-Gesetze» des Agribusiness) verabschiedet. Diese Gesetze verbieten es, heimlich Videos und Fotos von Haltungs- und Transportbedingungen oder der Schlachtung von Tieren zu machen. Denn für die Industrie stellt die Veröffentlichung solchen Materials ein massives Problem dar. Es empört nicht nur KonsumentInnen, sondern löst punktuell auch Proteste aus, die strengere Tierschutzmassnahmen fordern. Müssen solche in die Realität umgesetzt werden, steigen die Produktionskosten und die Profite sinken. Mit *Ag-Gag* Gesetzen will sich die Tierindustrie daher vor dem Blick und der Kritik der Öffentlichkeit schützen. Sieben US-Bundesstaaten haben solche Gesetze zwischen den Jahren 2011 und 2014 eingeführt. In weiteren steht die Verabschiedung solcher Gesetze in absehbarer Zeit an. In Europa werden mit Kamera ausgerüstete AktivistInnen längst als «Tierrechts-extremisten» klassifiziert. Im *EU Terrorism Situation and Trend Report 2011* der europäischen Polizeibehörde *Europol* heisst es z. B., dass «Bilder von kranken und misshandelten Tieren» als «Desinformationsmethoden» verwendet würden. In Australien werden indes noch schärfere Töne angeschlagen. Katrina Hodgkinson, die zuständige Agrikulturministerin im australischen Bundesstaat New South Wales, bezeichnete zwei

Undercover-Filmrecherchen einer Tierrechtsgruppe als «diabolisch». «Es scheint, als ob jetzt jede Woche Tieraktivisten in Massentierhaltungen einbrechen. [...] Diese Leute sind Vandalen. Diese Leute sind ähnlich wie Terroristen», sagte sie auf der Jahreskonferenz der *Farmers' Association* im Juli 2013.

Investigativer Journalismus in Schlachtfabriken oder Mastbetrieben wird mit *Ag-Gag* Gesetzen zu einem kriminellen Akt erklärt, das Filmen von Tierquälerei und Terausbeutung im Zeitalter von Smartphones und *YouTube* verboten. Was sich hinter den Türen der Tierindustrie verbirgt, soll im Dunkeln bleiben – Profite sollen geschützt werden.



Über Musik, Kunst und Befreiung

How does revolution sound like?

Politik und Ästhetik in einem abzuhandeln ist schwierig – dies zeigt sich in jedem Versuch, die Rolle der künstlerischen Avantgarde in einem revolutionären Prozess zu erklären. Wie ist das Verhältnis zwischen Kunst und Revolution zu denken? Und was können wir diesbezüglich aus dem 20. Jahrhundert lernen?

Die Idee einer Beziehung zwischen Kunst und Revolution ist typisch für das 20. Jahrhundert. Auf der einen Seite stellte die Vorstellung eines Umwälzungsprozesses hin zu einer neuen sozialen Ordnung die gesellschaftliche Rolle der Kunst selbst in Frage: Es wurde möglich zu fragen, ob und wie bestimmte ästhetische Ausdrücke einen Beitrag zum revolutionären Prozess leisten würden oder ob sie Teil der Vergangenheit wären. Auf der anderen Seite ging die Idee der Revolution in die Kunstwerke selbst ein und einige KünstlerInnen begannen, die Vorrangstellung der Politik im Prozess der Veränderung der Gesellschaft in Frage zu stellen: Die Avantgardebewegungen in der Kunst stellten sich mehr oder weniger alle auf den Standpunkt, dass die Zustände nicht verändert werden können, wenn sie noch in altergebrachter Weise wahrgenommen werden. Während revolutionäre Politik meist mehr an einer Kunst interessiert ist, die revolutionäre Ideen unterstützen kann, erachtet revolutionäre Kunst den im künstlerischen Prozess implizierten Wandel der Perspektive und der Sinnlichkeit schon an sich als eine Art Revolution. Radikale Musik besass innerhalb solcher Auseinandersetzungen stets nur eine marginale Rolle. Während die von der Avantgarde ausgearbeiteten ausdrucksvollen visuellen Innovationen in der politischen Propaganda und in Werbekampagnen einsetzbar waren, kann eine revolutionäre Musik – d. h. eine Musik, die mit den etablierten Regeln der Tonalität bricht – vom hörenden Ohr nicht so einfach ohne ein Gefühl von Schock und Unbehagen absorbiert werden (das ist auch der Grund dafür, dass tonale Dissonanzen in der Kulturindustrie hauptsächlich in Soundtracks von Horrorfilmen verwendet werden). Die starke Intensität der musikalischen Erfahrung, die das stetige Bemühen des hörenden Ohrs voraussetzt, im Laufe der Zeit die Gesamtheit des musikalischen Diskurses zu rekonstruieren, scheint revolutionäre Musik zu Isolation und Bedeutungslosigkeit zu verdammen.

Musik und Kapitalismus Es ist kein Zufall, dass die klassischen «Soundtracks» von Befreiungsbewegungen hauptsächlich aus Protest-

liedern bestehen. Von Folk Musik zu Hip Hop, von *We Shall Overcome* zu *Killing in the Name of*, haben viele unterschiedliche Musikgenres versucht, die Idee der Revolution in Liedern auszudrücken. Nicht ohne eine gewisse *Spannung zwischen Ausdruck und Bedeutung*. Wie Theodor W. Adorno bemerkte, gibt es einen gewissen Widerspruch zwischen einem politischen Inhalt, der Forderung nach einer radikalen Veränderung der Welt, wie sie ist, und einer Form – hier im Sinne des Songs –, die wesentlich mit der Welt verbunden ist, die verändert werden soll. Die festgelegte Struktur des Liedes, seine melodischen, harmonischen oder rhythmischen Muster, strafen den radikalen politischen Inhalt Lüge, der transportiert werden soll. Während diese Elemente sich selbst als unschuldige Bestandteile einer gleichbleibenden «Tradition der Populärmusik» darstellen, sprach Adorno von der *Warenform* der Populärmusik, um darauf hinzuweisen, dass es in einer modernen kapitalistischen Gesellschaft keine «music of the people» geben kann. Alles wird durch den Tauschwert berührt und transformiert. Nichts, was angeblich oder wirklich aus vor-kapitalistischen Gesellschaftsverhältnissen stammt, überlebt als blosses solches. Die Konstellation, in welche die kapitalistische Produktionsweise alles versetzt, verändert die Bedeutung und Funktion selbst derjenigen Phänomene, die vorgeben, vom Markt unberührt oder den Marktanforderungen äusserlich zu sein. Kein kulturelles Phänomen, sei es ein Mainstream-Erfolg oder eine ästhetische Rebellion gegen den Markt, kann somit als ein «freies» Produkt der menschlichen Schöpfungskraft bezeichnet werden, denn seine Sprache und sein Inhalt sind an die vorherrschenden Bedingungen der Produktion geknüpft. Sowie es um kommerzielle Musik geht, ist das ohnehin klar. Gängige Radiomusik ist so konstruiert, dass sie bestimmten Kriterien wie Länge, Angemessenheit, musikalische Verständlichkeit, Soundqualität usw. entspricht. Die Vorstellung, dass die Zuhörer tatsächlich «auswählen, was sie mögen», ist angesichts einer Welt, in der die hegemoniale Kultur sich auf ein begrenztes Set an Vorstellungen beschränkt, die konstant durch



die Massenmedien eingebläut werden, durch Adorno und Horkheimer in der *Dialektik der Aufklärung* berechtigterweise als naiv abgetan worden. Sie haben aber auch aufgezeigt, dass es der Kulturindustrie auf effiziente Art gelingt, ihre eigenen inneren Antagonisten in Form von «radikalen» oder «nicht-konformistischen» Kulturgütern zu entwerfen bzw. einzugliedern. So erzeugt die platte Wiederholung bekannter Muster durch die Mainstream-Medien gleichsam den Drang, aus ihren festgeschriebenen Regeln auszubrechen (ohne Hollywood-Klischees, so schreiben die beiden beispielsweise, hätte Orson Welles nicht das *enfant terrible* spielen können). Als Adorno und Horkheimer von der *totalitären* Eigenschaft der Kulturindustrie sprachen, meinten sie damit genau diesen Widerspruch. Nicht nur ist das System der Medienkonzerne indifferent gegenüber dem politischen Inhalt seiner Waren, solange sich diese an ein Publikum verkaufen und dadurch zu einer Marke, einem bestimmten Marktziel machen lassen: vor dem Hintergrund der monopolistischen Struktur der Weltwirtschaft haben die KünstlerInnen die Wahl zwischen dem Einfügen in die Marktlogik und der kulturellen Irrelevanz. Das eigentliche Problem ist, dass solche ökonomischen und politischen Schranken die ästhetische Dimension als solche beeinflussen. Das heisst, sie beeinflussen die Entstehung eines Kunstwerks von *innen* heraus.

Das Erlebnis der Grenze: Avant-garde, Free Jazz, Art Rock und Punk In den späten 1960er-Jahren kritisierte Adorno das Verhalten der avantgardistischen Musik. Im Versuch, die Unmenschlichkeit kommerzieller und traditioneller Musik und deren Bündnis mit dem System der politischen Herrschaft anzuprangern, hatte die progressivste Musik jener Zeit jede Verbindung zur Erfahrung, «Musik geniessen zu können», verloren: Sie verfolgte immer radi-

Musik überschritten und mit ihr verschmolzen. Selbst Popmusik begann, die Grenzen der herkömmlichen Form des Songs aufzubrechen und produzierte beherzte Versuche, einen musikalischen Diskurs aufzubauen, der nicht mehr an die Regeln tonaler Sprache, kommerziellen Erfolg oder repetitives Hören gebunden war: «Art-Rock», wie diese Versuche genannt wurden, zielte darauf, alle möglichen musikalischen Erfahrungen in einer freien Form zu

lität in einem exzentrischen Verhältnis zur Gesellschaft und Natur steht. Auf der einen Seite ist Kunst *rational*, weil Kunstwerke durch die Gesetze der Form strukturiert sind. Und doch ist diese Rationalität *nicht* identisch mit der instrumentellen Vernunft, welche die moderne Gesellschaft durchdringt: Das Kunstwerk ist *nutzlos* gemäss den pragmatischen Bedürfnissen von Herrschaft. Auf der anderen Seite ist die Kunst *expressiv*, sie ist bedeutungstragend, aber auf eine Art, die nicht auf Begriffe reduziert werden kann: Sie ist offen für Interpretation. Das ist der Grund dafür, wieso «engagierte Kunst» irgendwie absurd ist. Kunst ist an sich schon ein Protest gegen die Logik der Herrschaft und des Tauscherts und jeder Versuch, sie auf das Medium irgendeiner «Message» zu reduzieren, läuft Gefahr, ihr subversives Potential zu verringern. So ist die Idee von *l'art pour l'art* (Kunst um der Kunst willen) in gewisser Hinsicht der grösste ästhetische Akt der Rebellion gegen die Gesellschaft und ihre Vorschriften. Gleichzeitig aber kann Kunst die gesellschaftlichen Widersprüche nur *ausdrücken*, nicht aber *lösen*. Jeder Versuch, in der reinen künstlerischen Rebellion einen Ausweg aus den bestehenden Verhältnissen zu finden, ist dazu verdammt, aus der Kunst einen Götzen zu machen und ins magische Denken zurückzufallen. Wer die Vorstellung einer ästhetischen Revolution zu ernst nimmt, verfällt in *Irrationalismus*. Aus dem gleichen Grund landet jeder politische Versuch, die Widersprüche des Kapitalismus zu umgehen und «jetzt zu handeln», ohne diese Widersprüche vorher einer ernsthaften ökonomischen und politischen Analyse zu unterziehen, in politischem Ästhetizismus. Jedes echte Kunstwerk muss seinen Weg durch das widersprüchliche soziale Feld finden, in dem Form und Inhalt, Ausdruck und Bedeutung, künstlerische Autonomie und politisches Engagement sich ohne gegenseitige Versöhnung treffen. Musik und Kunst sind nur dann verlässliche Ausdrücke der Befreiung, wenn sie die ungelösten gesellschaftlichen Spannungen verkörpern und diese sprechen lassen, statt sie ideologisch zu verdecken oder zu mimen. Wir können und dürfen von der Kunst keine revolutionäre Veränderung erwarten, denn sie drückt die gesellschaftlichen Konflikte lediglich aus. Nur durch politische Praxis kann die soziale Energie, die Kunst inkorporiert, den Weg zu ökonomischem Wandel finden. Revolutionäre Politik sollte daher nicht versuchen, Kunst in ein Instrument des politischen Kampfes zu verwandeln. Kunst ist nicht dafür da, die Befreiung der Menschen zu *predigen* (in gewisser Hinsicht strebt Kunst *aus sich heraus* die Befreiung der gesamten Natur an). Vielmehr sollte die Politik die Autonomie der Kunst respektieren und die Befreiung der Kunst als solche propagieren. Das Verhältnis von Politik und Kunst ist auch Teil des sozialen Widerspruches. Ihre Spannungen können daher nur in einer anderen Gesellschaftsordnung gelöst werden.

— Marco Maurizi



kaler die unaufgelöste Dissonanz und die Unvorhersehbarkeit von Melodie und Rhythmus. Revolutionäre Musik konnte die Unmenschlichkeit nur noch durch Annahme unmenschlicher Eigenschaften denunzieren (Cage, Stockhausen). Dadurch wurde sie, obwohl sie durchaus einen ästhetischen Protest gegen das apolitische Vergnügen der Mainstream-Musik verkörperte und dabei den Horror unter der Oberfläche des Alltags im Kapitalismus enthüllte, zunehmend statisch, mechanisch und ausdruckslos. Sie wurde zu einer Art Nachahmung des Leblosen, dem sie entgegentrat und das sie anzuprangern versuchte. Gleichzeitig begannen diejenigen populären Phänomene, die Adorno in den 1930er- und 40-Jahren noch scharf kritisierte (kommerzieller Jazz und easy-listening Musik), einen eigentümlich umgekehrten Prozess der ästhetischen Veränderung. Jazz-MusikerInnen wurden zunehmend unzufriedener mit den Regeln des Jazz der 1950er- und 60er-Jahre und begannen, genau all diejenigen Muster aufzubrechen, die Adorno zuvor als regelkonform kritisierte: Rhythmische, melodische und harmonische Wiederholung wurde durch den avantgardistischen Jazz von Musikern wie Ornette Coleman, Cecil Taylor und Archie Shepp zunehmend aufgelöst. Dabei entstanden beispiellose Formen musikalischen Experimentierens, die sich in einigen Fällen mit westlicher «weisser» avantgardistischer

verbinden, uneingeschränkt von den Diktaten des Marktes. Gleichwohl konnten all diese Strömungen des radikalen Experimentierens die sozialen Grenzen, die ihnen der Kapitalismus setzte, nicht überwinden: Das Streben nach musikalischer Freiheit sowohl im Rock als auch im Jazz der 1970er-Jahre mündete schliesslich in der sterilen Selbstgefälligkeit des «progressive Rocks» und des «Fusions», deren zunehmende Professionalisierung später von der ehrfurchtslosen Primitivität von Punk und Hip-Hop abgelehnt werden sollte. Punk und Hip-Hop drückten die Unzufriedenheit über die Widersprüche der moderaten, sozialdemokratischen Politik aus: Die Angst einer verlorenen Generation, welche die Brutalität der Ära Thatcher und Reagan zu spüren bekommen sollte. Es kann keinen vollständigen ästhetischen Wandel geben, solange die Gesellschaft keinem politischen Wandel unterzogen wird.

Der Grund für diese Unmöglichkeit liegt in der Natur der Kunst selbst, in ihrem Verhältnis zum gesellschaftlichen Ganzen und dem Zivilisationsprozess. Wie alle kulturellen Phänomene hat auch die Kunst ihren Ursprung im magischen Denken und dessen Versuch, die Natur zu kontrollieren. Im Zivilisationsprozess wurde der Drang zur Beherrschung und Kontrolle der Natur allmählich vom rationalen Denken übernommen, während die Kunst zu einer sozialen Aktivität wurde, deren Rationa-

«Politischer Rap hat das Potential, Klassenbewusstsein zu reanimieren»

Die Kulturindustrie ästhetisiert den Kapitalismus und legt einen hübschen Schleier über die hässliche Realität. Musik, die soziale und politische Prozesse auf- und angreift, lüftet diesen Schleier. Genau dies ist die Hauptmotivation von Albino, wie er der *Tierrechtsgruppe Zürich* im Interview erklärt. Im Jahr 2015 feiert der Hip-Hop-Artist sein 20-jähriges Jubiläum.



Albino, du politisierst mit deiner Kunst und politisierst damit die Kunst. Was sind deine Anliegen?

Ich möchte mit meiner Musik die menschen- und naturverachtenden gesellschaftlichen Verhältnisse auf- und angreifen. Mir ist Mitte der 1990er-Jahre bewusst geworden, dass ein Grossteil der Fragen, die mich intensiv beschäftigten, von den bürgerlichen Medien so gut wie nicht behandelt wurden. Mir fehlten wahrnehmbare Stimmen, die meine Anliegen angemessen repräsentierten. Deswegen entschloss ich mich, meine Inhalte und Themen, wie das Mensch-Tier-Verhältnis, imperialistische Kriege, Naturzerstörung und Kapitalismuskritik, selber zu formulieren und in die Öffentlichkeit zu tragen. Gleichzeitig habe ich auch immer versucht, in meinen Texten einen Bogen zu schlagen zu eigenen Widersprüchen und «privaten» Prozessen in meinem engeren Umfeld, da sie mit den gesellschaftlichen Verhältnissen in einer engen

Wechselwirkung stehen und die Analyse der daraus resultierenden Widersprüche nicht nur für mich zu wertvollen Erkenntnissen führen kann. Denn darum geht es mir natürlich auch: mich menschlich und politisch weiterzuentwickeln und gleichzeitig anderen Menschen Mut und Motivation zu geben, dies ebenfalls zu tun.

Ersetzt politischer Rap gewissermassen das, was das politische Lied für die frühere ArbeiterInnenbewegung war?

Für die jüngeren Generationen gilt das sicher. Die Alltagskultur sowie die Art der Sprache verändert sich ja laufend und die Form der politischen Lieder somit zwangsläufig auch. Rapmusik ist dabei wie kaum ein anderes Medium in der Lage, soziale Missstände zu schildern und zu spiegeln. Zwar habe ich auf dem diesjährigen UZ-Pressfest – dem Volksfest der *Deutschen Kommunistischen Partei (DKP)* – erleben

können, wie wichtig und motivierend Arbeiterlieder für die GenossInnen altersübergreifend sind. Dennoch denke ich, dass gerade politischer Rap das Potential entfalten kann, Klassenbewusstsein zu reanimieren und revolutionäre Gedanken zu verbreiten.

Inwiefern hat die Hip-Hop-Kultur etwas mit Klassenbewusstsein zu tun?

Bereits im Strassenrap wird eine Menge Sozialkritik sicht- und hörbar. Dies geschieht nur zumeist in einer Sprache, die für die «emanzipatorische» Linke nicht tragbar erscheint. Die zieht sich dann gerne angewidert in ihr heimliches Szenehäuschen zurück und verschliesst Augen und Ohren. Ich finde es wichtig, diese Barriere zu überwinden, sich zu öffnen, sich den sozialen Realitäten zu stellen, Zusammenhänge deutlich zu machen und den Fokus auf den Klassengegner zu legen. Genau hier kommt politischer Rap ins Spiel. Dieser sollte poli-

tische Aufklärungsarbeit leisten und sozialrevolutionäre Ziele formulieren, ohne dabei einen elitären Kreis linker SzenepapperInnen zu kreieren.

In dem Track *Uffpunkt* von Pyro One singt die populäre Autonome-Szene Rapperin Sookee: «Antideutsch und Antiimp – Wer organisiert was – ich muss jeden Gig checken – damit die letztgenannten meinen Shit nicht mitrappen.» Mit diesen Worten positioniert sich Sookee an der Seite «antideutscher Antifas». In deinem Song *Ein falsches Spiel* hältst du den «Antideutschen» den Spiegel vor. Um was geht es?

Es geht darum, dass ein Grossteil von denen, die sich moderne linke Kultur auf die Fahnen schreiben, in meinen Augen kulturindustrielle Vasallen und Türöffner für die neoliberale Agenda sind. Es ist erschreckend zu beobachten, wie aus einer treffenden Kritik am wiederaufflammenden Nationalismus zur Wendezeit eine menschenverachtende Ideologie erwachsen konnte, die es geschafft hat, innerhalb des linkspolitischen Spektrums prokapitalistische, kriegstreiberische und rassistische Positionen salonfähig zu machen. Das Lied *Ein falsches Spiel* zeigt natürlich zum einen meine Verachtung für Leute, die von Freiheit schwatzen, gleichzeitig aber die unmittlerbaren Interessen und Bedürfnisse der allermeisten fühlenden Individuen ignorieren und teilweise sogar aktiv bekämpfen. Zum anderen möchte ich mit dem Song an die linken Wurzeln erinnern, die für mich bedeuten, für eine sozialistische Gesellschaft zu kämpfen, die frei ist von Krieg, Gewalt, Ausbeutung und Klassenherrschaft, Armut und Diskriminierung. Und diese Vorstellung ist unvereinbar mit einer «antideutschen Linken», die aktiv an der Auflösung einer revolutionären Bewegung arbeitet. Michael Sommer und Susann Witt-Stahl analysieren und dokumentieren dies in ihrem aktuellen Buch *Antifa heisst Luftangriff* auf hervorragende Weise.

Dein lyrischer Widerstand richtet sich stets auch gegen die Unterdrückung und Ermordung von Tieren. Du bist auch schon länger in der Tierrechts- und Tierbefreiungsbewegung aktiv. Was für Entwicklungen siehst du in der Bewegung bzw. auch für dich persönlich?

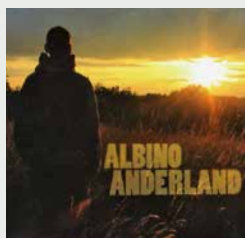
Der Zugang zum Veganismus vollzog sich bei mir wie bei vielen anderen über Emotionen. Die Bilder der Schlachthofrealität, der brutalen Tiertransporte, der Versuchslabore, all das hat in meinem Innern ein Beben ausgelöst, das schliesslich den Schritt zum Veganismus veranlasste. Ich denke, dass es wichtig ist, nicht bei diesem mora-

lischen Zugang stehen zu bleiben. Ein Teil der Bewegung hat diese Notwendigkeit erkannt. Dies führte ja schliesslich auch dazu, dass sich die Tierrechts- zur Tierbefreiungsbewegung weiter entwickelt hat. Nur dürfen wir auch hier nicht stehen bleiben und bei einer Herrschaftskritik verharren, die gar nicht dazu in der Lage ist, zu erklären, wie und warum Herrschaft entsteht. Stattdessen müssen wir die Unterdrückung der Tiere aus ihrer Position in der kapitalistischen Gesellschaft erklären und unsere Ziele als Teil des Klassenkampfes begreifen. Noch ist es bei weitem kein Konsens in der Bewegung, dass die Beendigung der Tierausbeutung nur über die Überwindung des Kapitalismus möglich sein wird. Ich hoffe, dass wir dies ändern werden, dass wir vermitteln können, dass unser Kampf beispielsweise auch gleichzeitig den Kampf gegen imperialistische Kriege und soziale Verelendung beinhalten muss.

Angenommen, es käme zu einem grossen Streik in einer Schlachtfabrik des deutschen Branchenprimus Tönnies – würdest du den kämpfenden Kollegen und Kolleginnen einen Track widmen?

Das kann ich mir durchaus vorstellen. Der Track würde darauf abzielen, dass wir davon wegkommen müssen, soziale Kämpfe isoliert voneinander zu betrachten. Dass wir eine sehr breite, solidarische Bewegung brauchen, statt vieler *single issue* Bewegungen. Der Song würde die Notwendigkeit aufgreifen, den Klassenkampf bewusst anzunehmen und zu führen und gleichzeitig deutlich machen, dass Solidarität nicht beim Menschen halt machen darf und auch Tiere berücksichtigen muss. In diesem Sinne würde ich den streikenden GenossInnen den Gedanken der Vergesellschaftung und der Konversion der Schlachtbetriebe nahelegen, die für alle Beteiligten einen heilsamen Quantensprung bedeuten würde.

**AKTUELLES ALBUM:
ANDERLAND (2013)**



Mit dabei:
Holger Burner,
Master Al,
Kallsen,
Sokom,
12 Finger Dan, Bassbarth, Maddi & Dini,
Conexion Musical, Callya, EmLyn,
Minutes from Memory und Madcap

ANZEIGE

www.melodieundrhythmus.com

★ POPMUSIK & KLASSENKAMPF

M&R – MELODIE UND RHYTHMUS

DAS MUSIKMAGAZIN FÜR ENGAGIERTE, KULTURINTERESSIERTE LESERINNEN UND LESER

ERHÄLTICH IM BAHNHOFBUCHHANDEL (8,55 CHF) UND BESTELLBAR UNTER MELODIEUNDRHYTHMUS.COM

«Der fleischgewordene Geist des Kapitalismus»

Rezension – Upton Sinclairs im Jahr 1905 erschienener Enthüllungsroman *Der Dschungel*, ein Buch über die Lebensbedingungen der ArbeiterInnen der Chicagoer Schlachthöfe, ist 2013 vom Zürcher *Europa Verlag* neu aufgelegt worden. Eine gute Gelegenheit, um aus Tierbefreiungsperspektive einen Blick auf den Klassiker zu werfen.



Sinclair verstand sich als politischer Schriftsteller und hoffte, mit seinen Büchern etwas zur Veränderung der Gesellschaft beitragen zu können. Im Fokus seines literarischen Schaffens standen daher sozialkritische Themen mit hohem Realitätsbezug. Der Roman *Der Dschungel*, der Bertolt Brecht später zu seinem Drama *Die Heilige Johanna der Schlachthöfe* inspirierte, spielt in den

Union Stock Yards in Chicago, wo sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts die Produktion der nordamerikanischen Fleischindustrie konzentrierte. Durch den Konzentrationsprozess entstand die sogenannte Packingtown, ein riesiger Schlachthofkomplex mit Fleischverarbeitungs- und Konservenfabriken, die umgeben waren von unzähligen Viehpferchen. Daneben bildete sich ein riesiger Slum, in dem die ArbeiterInnen, grösstenteils MigrantInnen und Angehörige ethnischer Minderheiten, zusammengepfercht unter schlechtesten hygienischen Bedingungen lebten. Sinclair beschreibt die Lebensbedingungen dieser Menschen am Beispiel des litauischen Immigranten Jurgis Rudkus und seiner Familie. Nach seiner Übersiedlung in die USA findet Jurgis Arbeit in einem Schlachthof in Packingtown, wo er statt der erträumten amerikanischen Freiheit harte Arbeitsbedingungen vorfindet.

Für den Sozialisten Sinclair war die Geschichte von Jurgis Rudkus und seiner Familie ein Sinnbild für die Lebensumstände der LohnarbeiterInnen aus der untersten Schicht der US-amerikanischen Gesellschaft. Es war sein erklärtes Anliegen, ihre Situation zu verbessern. Seine vor Ort recherchierten detaillierten und bildhaften Beschreibungen der Abläufe und Zustände in den Schlachthöfen beleuchten aber nicht nur das Elend der dort arbeitenden Menschen. Sie werfen auch ein Schlaglicht auf das Leid der Tiere, die in den Schlachtstrassen zu Tausenden ihr Leben lassen mussten: «Die Tiere quiekten in allen Tonarten, grunzten, wimmerten vor Todesangst; einen Moment war es still, dann folgte ein erneuter Ausbruch, noch lauter als vorher, aufschwellend zu einem ohrenbetäubenden Inferno.»

Um in kurzer Zeit immer grössere Mengen an Fleisch produzieren zu können, wurde in den

Schlachthöfen von Chicago das Schlachten am Fließband eingeführt. Es heisst, Henry Ford habe dort die Inspiration für seine Autoproduktion gefunden. Die immergleichen Handgriffe wurden in hoher Geschwindigkeit und mit einer Routine ausgeführt, die keinen Platz liessen für Mitgefühl mit den Tieren. Eindrücklich schildert Sinclair diese rationalisierte Tötungsmaschinerie: «Es war Schweinefleischfabrikation auf maschinellem Wege, Schweinefleischfabrikation mit angewandter Mathematik. Dennoch – irgendwie musste auch der Hartgesottene dabei über die Schweine nachgrübeln. Sie waren so ahnungslos, sie kamen so völlig vertrauensselig an, sie waren so ausgesprochen menschlich in ihrem Protest – und sie hatten ja so recht! Sie hatten nichts getan, wofür sie so etwas verdient hätten, und dem Unrecht wurde noch der Schimpf hinzugefügt durch die Art, wie die Sache hier ablief: dieses Hochzerren in so herzloser, unpersönlicher Manier ohne jede Bekundung von Mitgefühl, ohne den Tribut einer Träne. [...] Es war ein entsetzliches Verbrechen, das in einem Verlies begangen wird, unbemerkt und unbeachtet, dem Blick verborgen und aus der Erinnerung gelöscht.»

Anfangs ist Jurgis froh, selbst kein Schwein zu sein. Mit der Zeit erkennt er aber, dass auch er «nichts Besseres als ein Schwein» ist, «ein Schwein, das den Fabrikanten gehörte». Er erkennt, dass weder das Schwein noch er selbst Opfer eines unabänderlichen Schicksals sind, sondern dass die Betreiber der Schlachthöfe –

beschrieben als «der fleischgewordene Geist des Kapitalismus» – verantwortlich sind für ihrer beider Situation: «Sie wollten aus einem Schwein das Maximum an Profit herausholen; und dasselbe wollten sie auch aus dem Arbeiter und aus der Gesellschaft herausholen. Was das Schwein davon hielt und was es litt, blieb dabei ausser Betracht; und nicht anders verhielt es sich mit dem Arbeiter.»

Sinclair beklagte sich nach der Veröffentlichung des Romans, dass er die Öffentlichkeit mit seinen Schilderungen ins Herz treffen wollte, aber lediglich deren Magen getroffen habe. Die Bevölkerung zeigte sich angesichts der schlimmen hygienischen Zustände in der Fleischverarbeitung vor allem um die Qualität ihres Essens besorgt. In der Folge wurden schärfere Gesetze zur Verbesserung der hygienischen Bedingungen erlassen. In der Tat haben sich diese bis heute stark verbessert, an der Situation der LohnarbeiterInnen – und der Tiere – hat sich aber wenig geändert (siehe die Artikel auf Seite 16–19). Obwohl Sinclair nicht die Befreiung der Tiere im Sinn hatte, kann die Tierrechts- und Tierbefreiungsbewegung aus dem proletarischen Roman etwas lernen: Die Tiere sind nicht die einzigen Leidtragenden der Fleischindustrie. Vielmehr erwirtschaften die KapitalistInnen ihre Profite sowohl durch die Ermordung von Tieren als auch durch die Ausbeutung der lohnabhängigen Menschen.

— Tierrechtsgruppe Zürich



Die Grenzen bürgerlicher Tierethik

Rezension – Der umfangreiche Sammelband *Tierethik. Grundlagentexte* von Friederike Schmitz hält, was sein Titel verspricht. Das ist zugleich seine grösste Stärke und seine grösste Schwäche. Der Band gibt einen guten Einblick in den Status quo des moraltheoretischen Tierrechtsdiskurses. Wissenschaftliche Schützenhilfe für die Befreiung der Tiere liefern die versammelten AutorInnen nicht.



Wer auf der Suche nach einer Einführung in den Mainstream der Tierethik ist oder ein paar einschlägige moralisch-theoretische Argumentationen älteren und jüngeren Datums insbesondere aus dem englischsprachigen Raum kennenlernen will, sollte dieses Buch kaufen. Um sich mit den Kernaussagen der AutorInnen vertraut zu machen, muss man aber nicht

unbedingt die 580 Seiten des mitunter ermüdenden moralphilosophischen Kleinkleins durchackern. Es reicht eigentlich aus, die von der Herausgeberin Friederike Schmitz hervorragend lesbare und ausführliche Einleitung zum Band zu lesen. Der Eindruck, der sich bereits aus ihren Ausführungen auf den ersten 70 Seiten ergibt, erhärtet sich bei der weiteren Lektüre leider: Man lernt schnell, warum die abgebildete Tierethik weder politischen AktivistInnen noch wissenschaftlichen TheoretikerInnen anzuempfehlen ist, die sich zu Recht für die Befreiung der Tiere von der Barbarei in den Schlachthöfen, Mastanlagen, Tierversuchslaboren, Pelzfarmen und so weiter einsetzen.

Bürgerliche Tierethik, ... Beispielsweise Peter Singers präferenzutilitaristische Moralphilosophie basiert auf der Vorstellung, dass die Interessen aller leidensfähigen Wesen auch in der Ethik berücksichtigt werden müssten, daher auch zumindest die des Gros der Tiere. Anhand von Vergleichen etwa zwischen neugeborenen Menschen und Menschenaffen zeigt er in seinem Aufsatz, dass die gängigen Abgrenzungen zwischen Menschen und Tieren entlang bestimmter ausgewählter Eigenschaften wie zum Beispiel der Vernunft nicht haltbar sind, weil auch nicht alle Menschen diese besitzen. Anders als ihm fälschlicherweise unterstellt wird, schlussfolgert er daraus aber nicht die Abwertung der Menschen, die nicht dem Idealbild entsprechen (so genannte «nicht-paradigmatische Menschen» (Pluhar, S. 112)), sondern den Einschluss bestimmter Tiere in die moralische Gemeinschaft.

Neben zahlreichen anderen Kritiken der Singerschen Philosophie (für moraltheoretische

siehe dazu auch die Beiträge von Nussbaum und Luke, eine gute Übersicht bietet Benton im Band), die entgegen politisch diffamierenden Falschbehauptungen Zeit ihrer Existenz auch in der Tierrechts- und Tierbefreiungsbewegung formuliert worden sind, sind vor allem zwei entscheidend, um seine Theorie zu verwerfen. Singer akzeptiert erstens die derzeitigen gesellschaftlichen Verhältnisse als Grenze für seine praktische Ethik. In der Konsequenz beschneidet er zweitens seine Philosophie, der zufolge so gehandelt werden soll, dass am Ende das grösstmögliche Glück generiert wird, weil Glück in der gegenwärtigen Gesellschaft nur beschränkt hergestellt werden kann. Der Utilitarist kann sich schlicht keine Bewegung vorstellen, in der gleichzeitig das Glück aller verwirklicht wird. Abgesehen von der kruden Annahme, Glück sei quantitativ messbar, haben diese Prämissen zur Folge, dass das Glück und das Leiden verschiedener Individuen, deren Interessen aufgrund ihrer Leidensfähigkeit moralisch relevant sind, gegeneinander abgewogen werden müssen: das Glück eines Schweins gegen das Leiden eines menschlichen Säuglings, das Leid eines kranken Menschen gegen das Leid des Versuchstiers und so weiter. Diese perverse Rationalisierung der bürgerlichen Gesellschaft kann niemandem als Leitfaden dafür dienen, die nichtmenschlichen wie die menschlichen Tiere von ihrem gesellschaftlich erzeugten Leid zu befreien. Zumal Singer auch – seiner Philosophie immanent – die Tötung oder Nutzung von Tieren nicht grundsätzlich ablehnt. Wesentlich ist für ihn, ob «die allgemeine Glücksbilanz stimmt» (Schmitz, S. 53), wie Schmitz in ihrer Einleitung zu Recht kritisch bemerkt.

Gary L. Francione, einer der historischen Vorreiter der rechtswissenschaftlichen Debatte über den Ein- und Ausschluss von Tieren ins Rechtssystem, verwehrt sich gegen die – unter anderem von Peter Singer vorgenommene – Verknüpfung von Leidens- und kognitivem Vermögen zur Begründung von Tierrechten. Für ihn bedürfe es «ausser der Empfindungsfähigkeit keiner anderen geistigen Fähigkeit [...], um in die moralische Gemeinschaft aufgenommen zu werden» (Francione, S. 154). Im Widerspruch zu Singer gesteht Francione ein, dass «Tiere keinen inhärenten oder intrinsischen Wert» in unserer Gesellschaft hätten, weil sie

de facto «Eigentum sind» (Francione, S. 160). In letzter Instanz heiligt der ökonomische Zweck, der Profit etwa eines Tierversuchslabors wie *Laboratory of Pharmacology and Toxicology (LPT)*, die Mittel, wie etwa Tierversuche an Mäusen, Ratten, Hamstern, Meerschweinchen, Kaninchen, Hunden, Affen, Katzen, Schweinen, Fischen und Vögeln.

Francione erklärt die bestehenden Eigentumsverhältnisse nicht historisch-materialistisch, er untersucht sie auch nicht in ihrer bürgerlichen Besonderheit oder analysiert im Anschluss daran ebenso wenig, welcher Platz Tieren in der kapitalistischen Produktionsweise durch die gesellschaftliche politisch-ökonomische Praxis zugewiesen wird. Stattdessen behauptet er, dass «der Eigentumsstatus [der Tiere; C.S.] unmittelbar auf der Idee» der Menschen beruhe, «dass Tiere – anders als Menschen – kein Interesse an ihrem Leben haben, weil sie sich kognitiv von uns unterscheiden» (Francione, S. 161), weil sie «als Eigentum der Menschen betrachtet werden» (Francione, S. 172, Herv. C.S.). Tiere würden also nicht unterdrückt, weil Menschen ein spezieistisches Vorurteil haben, sondern weil sie Tiere aufgrund ihres spezieistischen Vorurteils – der absoluten «kognitiven Differenz» (Francione, S. 161) – zu Eigentum machten. Mit dieser metaphysischen Begründung für Ausbeutung der Tiere durch die KapitalistInnen trennt Francione weniger von Singers Position, derzufolge die Ausbeutung von Tieren auf «ein Vorurteil oder eine Voreingenommenheit gegenüber Wesen aufgrund ihrer Spezies» (Singer, S. 81) zurückzuführen sei, als seine radikal erscheinende Kritik auf den ersten Blick suggeriert. Francione konterkariert durch seinen Rückfall in den Idealismus seine richtige und wegweisende Erkenntnis, dass die moralische Einstufung der Tiere belanglos ist, solange sie Eigentum – genauer müsste man sagen: Privateigentum der KapitalistInnen – sind.

Tierrechte ... Tom Regans Ansatz, Tieren universelle Rechte zuzusprechen, weil sie «Subjekt-eines-Lebens» (Regan, S. 101) seien, war für die historische US-Tierrechtsbewegung bedeutend, auch wenn er theoretisch kaum haltbar ist. «Subjekt-eines-Lebens» sind alle Lebewesen unabhängig ihrer Spezies, die Überzeugungen, Wünsche, Absichten und einen gewissen Zukunftsbezug haben. Unter dieser Vorausset-

zung hätten zumindest die meisten Säugetiere im fortgeschrittenen Alter unhintergehbare Rechte, wie das der körperlichen Unversehrtheit. Sue Donaldson und Will Kymlicka, zwei der derzeit aufgehenden Sterne am Himmel der Tierrechtsdebatte und der *Human-Animal-Studies*, geht Regans Herleitung von Tierrechten aus den intrinsischen Eigenschaften der Tiere nicht weit genug. Sie formulieren in ihrem Essay, dass man zusätzlich zu den gemeinsamen Fähigkeiten «eine ganze Reihe von moralisch bedeutsamen politischen Beziehungen zwischen Menschen und Tieren in den Blick nehmen» müsse, «von denen jede mit je eigenen, spezifischen Rechten und Pflichten verbunden ist» (Donaldson/Kymlicka, S. 582). Quelle der Tierrechte seien also etwa «Beziehungen, die sich durch Zusammenarbeit und kollektive Selbstverwaltung, sowie Beziehungen, die sich aus früheren Interaktionen oder historischer Ungerechtigkeit ergeben» (Donaldson/Kymlicka, S. 550). Aus diesen ergibt sich für die beiden AutorInnen unter anderem, dass domestizierte Tiere als «Mitbürger» mit Staatsbürgerschaft inklusive aller «staatsbürgerlichen Rechte» (Donaldson/Kymlicka, S. 552) und Pflichten in einem gemischten politischen Kollektiv aus Menschen und Tieren zu behandeln seien. Tiergemeinschaften zum Beispiel «wildlebender Tiere» (Donaldson/Kymlicka, S. 565) wiederum sollten als souverän betrachtet werden. Die Schwächen beider Ansätze liegen auf der Hand. Individuen in bürgerlichen Gesellschaften erhalten ihre Menschenrechte weder aufgrund biologisch-physischer, geistiger, emotionaler Gemeinsamkeiten noch infolge ihrer politischen Beziehungen untereinander. Diese sind das Resultat (historischer) Klassenkämpfe. In den idealistischen Theorien Regans sowie Donaldsons und Kymlickas wird diese reale geschichtliche Genese des bürgerlichen Rechts allerdings ausgeblendet. Ohnehin beeindruck-

cken die genannten TierrechtstheoretikerInnen im Band durch eine erstaunliche Ignoranz gegenüber kritischer Rechts- und Staatstheorie. Um das zu erkennen, muss man kein/e VerfechterIn von Paschukanis' Rechtstheorie, Marx' Einschätzungen des bürgerlichen Nationalstaats oder Hirschs Staatsableitungsthese sein. Der ökosozialistische Soziologie-Professor Ted Benton etwa kritisiert Tom Regans moraltheoretische Begründung für Tierrechte in seinem Aufsatz mit einigen guten Argumenten. Er verweist darauf, dass die formale Existenz von Rechten in «kapitalistisch-liberalen Gesellschaften» (Benton, S. 499) auch bei Menschen nicht dazu führt, dass diese auch wirklich ihre Rechte wahrnehmen können, weil sie durch die politisch-ökonomischen Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse unterminiert werden. Zudem erklärt er, dass das bürgerliche Recht das Produkt eben jener historisch besonderen Gesellschaften sei, deren Matrix sich dadurch auszeichnet, dass die Natur und Tiere keine Rechtssubjekte sind und auch nicht sein können. Schliesslich sind sie weder Subjekte in der kapitalistischen Zirkulation noch sind sie in der Lage, Klassenkampf für sich zu führen.

... und ihre Grenzen Den Horizont der bürgerlichen Ethik und des Versprechens bürgerlicher Emanzipation, das heisst die Hoffnung auf die – ob nun durch Rechte oder andere Mechanismen gestaltete – Integration der Tiere in die realexistierende Demokratie, überschreitet kaum einer der AutorInnen des Bandes. Das Problem daran ist: Positive Moralphilosophie scheitert, wo die reale politisch-ökonomische Praxis der Gesellschaft beginnt. Ihre Einrichtung erlaubt es dem Einzelnen nicht, politisch nach ethischen Erwägungen zu handeln. So gut sie auch gemeint ist, soviel Emphase, Empathie, Wut und berechnete Empörung in ihr steckt, bleibt sie hohle Phrase, individualistisches Wunschden-

ken – eine stumpfe Waffe im Konflikt mit einer ökonomisch, politisch und ideologisch hochgerüsteten herrschenden Klasse, deren Hegemonie sogar bis weit in die Linke hineinreicht, wenn es darum geht, ob das Schlachten beendet werden soll oder nicht. Selbst die Integration in die bürgerliche Demokratie, wie sie die Eliten unter den Frauen, Schwarzen und Homosexuellen erreicht haben, ist für Tiere nahezu ausgeschlossen. Sie können sie weder in der Auseinandersetzung mit den Kapitalisten erkämpfen noch wäre sie für die Kapitalverwertung und die Herrschaft ähnlich funktional. Bürgerliche Emanzipation ist ein Widerspruch in sich.

Eine den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen angemessene Moral überführte sich aufgrund der Einsicht in die eigene Ohnmacht der eigenen politischen und theoretischen Unzulänglichkeit. Politisch-ökonomische Gesellschaftstheorie und – darin inbegriffen – Ideologiekritik bildeten die Fluchtpunkte revolutionärer Moral, die sich ihrer eigenen Grenzen in einer Gesellschaft bewusst geworden ist. Der kategorische Imperativ – eigentlich eine theoretische Unmöglichkeit für historische MaterialistInnen – besteht darin, alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen Mensch und Tier erniedrigte, geknechtete, verlassene, verächtliche Wesen sind, und eine Gesellschaft einzurichten, in der Ethik nicht nur denk-, sondern auch umsetzbar wäre. Solange Moraltheorie, sei sie politisch oder juristisch, nicht derart über sich hinaustreibt, sorgt sie dafür, dass die bestehende gesellschaftliche Totalität fortbestehen kann – mit den hinlänglich bekannten Folgen für die arbeitende Klasse und die Tiere.

Die vorliegende Rezension erschien erstmals auf: www.kritisch-lesen.de (Ausgabe 33 vom 1. Juli 2014)

— Christian Stache

ANZEIGE



Die Einheit im Kampf um die Befreiung von Mensch und Tier

Rezension – Der in der Reihe *theorie.org* erschienene Band *Antispeziesismus* von Matthias Rude legt die linken Wurzeln der Tierbefreiungsbewegung frei. Das Buch lässt hinsichtlich der Verbindung der Kämpfe um die Befreiung von Mensch und Tier einige Fragen offen. Dennoch liefert es einen wertvollen Einstieg für die Entwicklung eines Dialogs zwischen MarxistInnen und TierbefreiungsaktivistInnen.



«Das Streben nach der Befreiung der Tiere und der Wunsch, die Menschheit zu emanzipieren, verfolgen keine unterschiedlichen Ziele oder Interessen; sie lassen sich nicht gegeneinander auspielen, im Gegenteil gilt: Tierbefreiung ist Voraussetzung und Resultat der Emanzipation des Menschen» (S.15). So die Grundthese des Buches *Antispeziesismus* von Matthias Rude – geboren 1983, Studium der Philosophie und Religionswissenschaften in

Tübingen, aktiv in der Antispeziesistischen Aktion Tübingen und «in der Linken» (Buchumschlag).

Unter dem Begriff «Antispeziesismus» versteht der Autor eine Theorie und Praxis, die sich gegen den Speziesismus, also gegen den «gesamten Komplex von Vorurteilen gegenüber Tieren», gegen ihre «Verdinglichung, Verachtung und grenzenlose Ausbeutung» richtet (S.14). Er stellt dabei heraus, dass die «wesentliche Grundlage der Tierausbeutung» nicht eine wie auch immer geartete «speziesistische Ideologie oder der Mensch-Tier-Dualismus» ist, «sondern die kapitalistische Produktionsweise» (S.183). Er bietet damit einen materialistischen Ansatz und beruft sich auf den Marxisten und Tierbefreiungsaktivisten Marco Maurizi: «Wir beuten Tiere nicht aus, weil wir sie für niedriger halten, sondern wir halten Tiere für niedriger, weil wir sie ausbeuten» (S.183).

So wie der Rassismus «als ideologische Rechtfertigung für europäische Herrschaftsinteressen entstand, bildete sich der Speziesismus als Legitimationsideologie für das Ausbeutungsverhältnis gegenüber Tieren» (S.16). Sowohl dem Rassismus als auch dem Speziesismus fehlen «heute aus wissenschaftlicher Sicht vollkommen die Basis» (S.16). Sie seien Konstrukte, um die Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse der kapitalistischen Gesellschaft im Sinne der Herrschenden aufrechtzuerhalten. Rude konstatiert: «Obwohl also die Entwicklung der Produktivkräfte inzwischen einen Stand erreicht hat, der es ohne Weiteres ermöglichen würde, auf die traditionell in der westlichen Kultur verankerte Tierausbeutung und das damit verbundene Leid zu verzichten, wird sie fortgesetzt» (S.13f).

Sicherlich darf die Analogie zwischen den Bewegungen des Antirassismus (oder des Antisexismus) und des Antispeziesismus nicht überbetont werden. «Tatsächlich stehen aber die Ideologien und Herrschaftsverhältnisse, gegen die sie sich richten, derart miteinander in Verbindung, dass die Bestrebungen zur Befreiung der Menschheit ihre Ziele nicht erreichen können, wenn sie ihren Blick vor der Unterdrückung der Natur verschliessen» (S.17). Genau hier sieht Rude die linke, antikapitalistische Bewegung gefordert. Denn «eine Linke, die Tierausbeutung nicht thematisiert [...], setzt nicht an der Wurzel des Problems an und blendet ein Ausbeutungsverhältnis aus, auf welchem der gesamte kapitalistische Gesellschaftsbau und die Herrschaft über den Menschen wesentlich gründen» (S.16). Sie läuft Gefahr, die Radikalität ihrer Kritik einzubüßen und «muss sich daher jetzt der Frage stellen, ob sie auch auf diesem Feld den Kampf aufnimmt oder es bürgerlichen Bewegungen überlässt, womit sie hinter diese zurückfallen und die Chance preisgeben würde, eine wahrhaft befreite Gesellschaft zu erreichen» (S.18).

Historische Beispiele Insgesamt beschränkt der Autor seine inhaltliche Argumentation für den Antispeziesismus allerdings stärker, als das ein Buch in der Reihe *theorie.org* erwarten liesse. Beispielsweise bleibt im Dunkeln, was genau unter dem Begriff «Tierausbeutung» zu verstehen ist und welche Formen diese in der heutigen Gesellschaft annimmt. Unklar bleibt ebenso, wie eine Befreiung der Tiere konkret aussehen würde.

Der Hauptteil des Buches bietet eine Art historischer Abriss, verbunden mit der Intention, die «zahlreichen Verbindungen und Wechselwirkungen» aufzuzeigen, die zwischen der Tierrechts- und «der Arbeiter-, Frauen- und Friedensbewegung bestanden» (S.11) und auch heute noch bestehen. Es ist eine Art Streifzug durch die revolutionären Bewegungen des 17.–20. Jahrhunderts (bürgerliche Revolutionen in England und Frankreich, Abolitionismus-Bewegung in den USA, Pariser Kommune, deutsche ArbeiterInnenbewegung) – mit kurzen Exkursen etwa in das zaristische Russland oder auch in den realen Sozialismus.

Dabei stellt Rude heraus, «dass der Vegetarismus [...] als integrales Element revolutionärer

Theorie dienen konnte» (S.51). Genannt werden dabei u. a. Persönlichkeiten wie Benjamin Lay, Jean-Jacques Rousseau, Sylvester Graham, Lew Tolstoj, Louise Michel («die Rote Wölfin»), Bertha von Suttner, die 1898 mit der Veröffentlichung ihres Buches «Schach der Qual» die Tierschlachtung und Tierexperimente anprangerte, und der Kommunist Friedrich Wolf.

Als besondere Persönlichkeit hebt er Rosa Luxemburg hervor. Rude schreibt: «Das Denken Rosa Luxemburgs ist bestimmt von einer natürlich empfundenen, grundsätzlichen Verbundenheit mit allen fühlenden Wesen, man kann von einem Solidaritätskonzept sprechen, für das Speziesgrenzen keine Rolle spielen» (S.114). Und: «Das Denken Rosa Luxemburgs» kann in Hinsicht auf die «Solidarität mit den Unterdrückten [...] egal, welcher Spezies sie angehören [...] tatsächlich visionäre Impulse geben» (S.110). Das besondere an Rosa Luxemburg sei das Bewusstsein, Tiere als Individuen wahrzunehmen: «Luxemburg bedient sich einer Sprache, die frei von speziesistischen Wendungen ist; Tiere nimmt sie keineswegs als blosses Exemplar oder als Objekt von Studien wahr, im Gegenteil begegnen sie ihr stets als Individuen mit eigener Persönlichkeit» (S.112). Am 7. Januar 1917 schreibt sie in einen Brief an Hans Diefenbach: «Sie wissen, ich fühle und leide mit jeglicher Kreatur» (S.115).

Zu kritisieren ist an diesem historischen Abriss aber sowohl die eklektizistische Herangehensweise, als auch der Fokus auf eine reine Personen- und Ideengeschichte. Es gelingt dem Autor, weder einen tatsächlichen «roten Faden» durch die Geschichte zu ziehen, noch die materiellen – sprich: ökonomischen – Ursachen für das Aufkommen einer Tierrechtsbewegung aufzuzeigen. Ein Kapitel, in dem Rude den «Ursprung der Tierbefreiungsidee» in dem sich entwickelnden Kapitalismus lokalisiert, bleibt in den Ansätzen stecken (S.28f). Und auch bei den Persönlichkeiten, die er aufzählt, scheint das einzige Kriterium zu sein, dass sie sowohl im Sinne der Tierrechtsbewegung als auch der ArbeiterInnen-, Frauen- bzw. Friedensbewegung gewirkt haben. Es werden allerdings auch Personen wie Gustav Struve, Clara Wichmann oder Magnus Schwantje und Gruppierungen wie der *Internationale Sozialistische Kampfbund (ISK)* oder die Lebensreformbewegung genannt, ohne genauere politische Einordnung und Ein-

schätzung, ob sie tatsächlich progressiv in der ArbeiterInnen-, Frauen- bzw. Friedensbewegung gewirkt haben.

Moderne Tierbefreiungsbewegung Aufschlussreich ist der abschliessende Teil, in dem sich der Autor der «modernen Tierbefreiungsbewegung» (S.154) widmet, die Ende der 1960er-Jahre – getragen von der Kritischen Theorie (Frankfurter Schule) – einen Aufschwung erlebte. Diese Bewegung litt – nicht zuletzt auch wegen einer Entfremdung von der ArbeiterInnen- bzw. der kommunistischen Bewegung – an «Theoriearmut» und Verbürgerlichung (S.182). So kam es auch dazu, dass die Bewegung teilweise von rechtem Gedankengut infiziert wurde: Beispiele sind die «Vernichtungsethik» Peter Singers (S.164) oder Holocaust-Vergleiche à la Helmut F. Kaplan (S.167). Gegen diese Tendenzen wendet sich die linke Tierbefreiungsbewegung, die sich seit Ende der 1990er-Jahre und verstärkt seit den letzten Jahren formiert. Sie versteht sich zunehmend als antikapitalistisch und nimmt den Kampf gegen den Opportunismus in ihren eigenen Reihen auf. Sie hat erkannt, dass es «ohne revolutionäre Theorie [...] keine revolutionäre Bewegung geben» kann (S.183) und dass es nicht allein um individuelle Konsumentenscheidungen geht, sondern die Befreiung der Tiere nur «gegen massive ökonomische Interessen» erkämpft werden kann (S.188f).

In diesem Kontext steht auch das hier rezensierte Buch: Zum Schluss nimmt der Autor die, in der Einleitung begonnene Argumentation

wieder auf und verortet sie (und damit auch sich) in der linken Tierbefreiungsbewegung. Er stellt nochmals dar, dass der Kampf um die Befreiung der Menschen und der Tiere in einer dialektischen Wechselwirkung stehen – «sie sind eins» (S.188). Es geht nicht um eine Bevorzugung des einen oder des anderen Kampffeldes, wie das von linker Seite gerne unterstellt wird, sondern um die Einheit dieses Kampfes. «Wie die Tierbefreiungsbewegung notwendig antikapitalistisch sein muss, kann die antikapitalistische Linke die Forderung nach der Befreiung der Tiere nicht länger unbeachtet lassen. Zum Aufbau einer starken Bewegung, die ihrem Verlangen nach gesellschaftlicher Befreiung Ausdruck verleihen will, wären beide ideale Bündnispartner. Dazu muss die Tierbefreiungsbewegung aus dem Bann bürgerlicher Ideologie treten, und die Linke ihre Tierfeindlichkeit ablegen» (S.189).

Fazit Es gelingt dem Autor zu zeigen, dass die Tierbefreiungsbewegung in ihrer Tradition «genuin links» (S.185) ist, und «der Kampf für Tierbefreiung stets auch ein Kampf für die Befreiung des Menschen war und er sich, wo er konsequent war, im Rahmen antikapitalistischer und sozialistischer Bestrebungen äusserte» (S.185). Zu kurz kommt jedoch die Argumentation, warum es für die antikapitalistische Linke ebenso notwendig ist, den Kampf für die Befreiung der Tiere mit einzuschliessen. Anders formuliert: Die dialektische Einheit des Kampfes um die Befreiung von Mensch und Tier aus der kapitalistischen Ausbeutung wird

zwar mehrfach betont, aber weder ökonomisch-gesellschaftlich noch philosophisch-ideologisch hinreichend belegt. Wünschenswert wäre beispielsweise eine Argumentation der Thesen, «dass Naturbeherrschung Menschenbeherrschung einschliesst» (S.188), oder dass «Tierbefreiung [...] Voraussetzung und Resultat der Emanzipation des Menschen» ist (S.15). Trotz der genannten Schwächen, würde ich das Buch dennoch empfehlen – vor allem als Einstieg in die Beschäftigung mit der heutigen Tierbefreiungsbewegung. Dass dies sinnvoll ist, zeigen die Entwicklungen der letzten Jahre. In der Tierbefreiungsbewegung bewegt sich einiges: Sie erkennt ihren antikapitalistischen Charakter und stösst auf der Suche nach revolutionärer Theorie zum Marxismus (so z.B. die Gruppe «Assoziation Dämmerung»). Als MarxistInnen sind wir jetzt gefragt, ihnen die Hände zu reichen. Es geht darum, gegenseitige Vorbehalte abzubauen und anzufangen, in einen Dialog zu treten. Dieses Buch bietet dahingehend zahlreiche Anknüpfungspunkte.

Die vorliegende Rezension erschien erstmals in der Zeitschrift Marxistische Blätter (4/2014, S. 140-143)

— **Mark Hadyniak** studiert Archäologische Wissenschaften in Bochum. Er ist Redaktionsassistent bei den *Marxistischen Blättern* und veröffentlichte dort u.a. einen Artikel über die Effizienz, Notwendigkeit und Konsequenzen der modernen industriellen Tierproduktion.

ANZEIGE

Susann Witt-Stahl & Michael Sommer (Hrsg.)

»Antifa heißt Luftangriff!«

Regression einer revolutionären Bewegung

LAIKATheorie

Susann Witt-Stahl & Michael Sommer (Hrsg.)

»Antifa heißt Luftangriff!«

Antifaschismus heute ist zunehmend systemfromm und affirmativ – oftmals pure Ideologie. Mit marxistischer Analyse des Faschismus als terroristische Form bürgerlicher Herrschaft hat er immer weniger zu tun, meinen die Herausgeber des Bandes. Sie legen eine Sammlung von Streitschriften vor, die deutlich machen, was Antifaschismus nicht sein darf. Die zentrale These von Susann Witt-Stahl und Michael Sommer lautet: Antifaschismus droht zur Ode an die freie Marktwirtschaft zu verkommen. Er entwickelt sich zum Teil des Problems, nicht mehr der Lösung. Das ist eine ideologische Meisterleistung des Neoliberalismus.

Mit Beiträgen von Moshe Zuckermann, Jürgen Lloyd, Wolf Wetzel, Eberhard Schulz, Matthias Rude, Maciej Zurowski.

Sie lügen
wie gedruckt.
Wir drucken,
wie sie lügen.

DIE TAGESZEITUNG
junge Welt

GEGRÜNDET 1947 · SONNABEND/SONNTAG, 11./12. OKTOBER 2014 · NR. 236 · 1,80 EURO · PVST A11002 · ENTGELT BEZAHLT

Netzwerk
Ein Gespräch
stoph Kees
digitalen S
Silicon Val
ist geglüc
Ditschur

Abzocke
Stipendienfinanzierung in den USA:
Gigantische Schuldenlast für
Akademiker. Von Rainer Rupp

Feuertod
Fall Oury Jalloh: Neue Zweifel an der
Selbstmordthese durch Untersu-
chungsbericht. Von Susan Bonath

Staatsfeind
»Man will uns der Streikmacht
berauben.« Interview mit
Claus Weselsky (GDL)

Türkei vor Bürgerkrieg
Paramilitärs ermorden Dutzende kurdische Demonstranten. Verteidigern
den Hilfskorridor. Von Nick Brauns

Heif
Ama
12



Jetzt neu im Netz
www.jungewelt.de